

## Afrika in Berlin

### Ein Stadtspaziergang des Deutschen Historischen Museums

Zusammengestellt und geschrieben von Ursula Trüper

#### 1. Deutsches Historisches Museum: Gustav Sabac el Cher – ein preußischer Militärmusiker



- Dieses Gemälde von Emil Doerstling (1890) stellt den preußischen Militärmusiker Gustav Sabac el Cher mit seiner Verlobten Gertrud Perlig dar.
- Bestand des DHM

Im Besitz des *Deutschen Historischen Museums* befindet sich ein Gemälde des Königsberger Künstlers Emil Doerstling. Es stellt Gustav Sabac el Cher dar, einen der letzten → schwarzen preußischen Militärmusiker.

Gustav Sabac el Cher wurde am 10. März 1868 in Berlin geboren. Seinen Vater, August Sabac el Cher, hatte Prinz Albrecht als Kind von einer Ägyptenreise mitgebracht. Er gab ihm auch seinen Namen. Damals wurden immer wieder Kinder aus Afrika an europäische Adelshäuser verschleppt. An diesen war es verbreitet, sich mit einem oder mehreren schwarzen Dienern zu umgeben. Viele dieser Kinder starben bald - an europäischen Kinderkrankheiten oder in Folge von Heimweh. Doch der kleine August hatte Glück: Er blieb am Leben, lernte Deutsch, wurde getauft und zunächst als Page eingesetzt. Später stieg er zum „Leibdiener des Prinzen Albrecht auf und schaffte es später sogar Prinzlicher Silberverwalter zu werden. 1867 heiratete er die Berlinerin Anna Jung. Zwei Kinder gingen aus dieser Ehe hervor: Gustav und seine jüngere Schwester Elisabeth Bertha Charlotte.

Gustav besuchte als begabtes Kind bis zum 14. Lebensjahr die höhere Bürgerschule. Schon früh zeigte sich sein musikalisches Talent. Mit acht Jahren nahm er Geigenunterricht, und mit 17 Jahren begann er seine Laufbahn als Militärmusiker bei der Kapelle des *Füsilier Regiments Nr. 35 Prinz Heinrich von Preußen* in der Stadt Brandenburg. Mit 25 Jahren besuchte er die königliche Hochschule für Musik in Charlottenburg. Zwei Jahre später bekam er die Dirigentenstelle beim Ersten Grenadierregiment in Königsberg angeboten. Dort wurde er bald eine stadtbekannte Persönlichkeit, was sich in zahlreichen Zeitungsartikeln widerspiegelt. El Cher komponierte selbst Musikstücke und arrangierte verschiedene Mozart-Ouvertüren für Militärmusik.



- Gustav Sabac el Cher in preußischer Militäruniform um 1900.
- Bestand des DHM

1901 heiratete Gustav Sabac el Cher die Lehrertochter Gertrud Perlig. Acht Jahre später quittierte er den Dienst in der Armee und zog mit seiner Frau und den beiden Söhnen wieder nach Berlin. Er arbeitete weiterhin als ziviler Kapellmeister und nahm Engagements in verschiedenen deutschen Städten an. Während der Weimarer Republik trat er wiederholt in dem neuen Medium Rundfunk als Dirigent von großen Orchestern auf.

Ende der zwanziger Jahre eröffnete die Familie in der Nähe von Königs Wusterhausen eine Gartenwirtschaft. In Folge der Machtübernahme der Nationalsozialisten blieben die Gäste aus, und die El Chers mussten ihr jahrelang gut gehendes Ausflugslokal schließen. Sie zogen wieder zurück nach Berlin und eröffneten in der Oranienburgerstraße 39 ein Kaffeehaus. Dieses mussten sie allerdings wenige Monate später auf Druck der Behörden erneut aufgeben.

Am 4. Oktober 1934 starb Gustav Sabac el Cher in Berlin. Seine Witwe erhielt ein Beileidstelegramm des im holländischen Exil lebenden Kaisers Wilhelm II. und des Kronprinzen Wilhelm, in dessen Königsberger Regiment ihr Mann einst gedient hatte. Ein halbes Jahr später starb auch Gertrud Sabac el Cher. Beide wurden in Berlin begraben und erst später von ihren Söhnen, die sich wieder in Königs Wusterhausen niedergelassen hatten, dorthin überführt.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> . Siehe auch: Gorch Pieken: Preußisches Liebesglück. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 268-274.

## 2. Humboldt Universität/Friedrich Wilhelm-Universität:

“Sonderbar, dieses Gefühl, sich selbst immer nur durch die Augen der anderen wahrzunehmen...” – Der schwarze Bürgerrechtler W. E. B. Du Bois



- W.E.B. Du Bois (3. von links, 2. Reihe von oben) mit Kommilitonen an der Berliner Universität 1894.
- Special Collections and Archives, WEB Du Bois Library, University of Massachusetts Amhurst, USA.

An der Friedrich Wilhelm-Universität, der heutigen Humboldt-Universität, studierte von 1892-1894 ein junger schwarzer US-Amerikaner - der spätere Bürgerrechtler William Edward Burkhardt Du Bois.

Als Du Bois 1868 in Massachusetts (USA) zur Welt kam, war vor gerade drei Jahren die Sklaverei in den Südstaaten abgeschafft worden. Er wuchs vaterlos bei seiner Mutter auf. Die Familie war arm, aber fast alle in ihrer Umgebung waren in einer ähnlichen finanziellen Lage. In der Schule war Du Bois das einzige schwarze Kind. Zu dieser Zeit starben in den Südstaaten noch jedes Jahr ungefähr 100 Schwarze durch Lynchjustiz. Die öffentlichen Einrichtungen, vom Eisenbahnverkehr über das Theater bis zu den Universitäten, waren nach Hautfarbe getrennt. Schwarze Bürger wurden systematisch vom Wahlrecht ausgeschlossen. Du Bois fiel jedoch bald durch seine Begabung auf, er bekam ein Stipendium und studierte an verschiedenen Universitäten, unter anderem auch für zwei Jahre in Berlin.<sup>2</sup> Über seinen Aufenthalt in Europa schreibt Du Bois in seinen Lebenserinnerungen:

„Als ich 1892 nach Deutschland kam, befand ich mich außerhalb der amerikanischen Welt und konnte sie von außen betrachten. Neben mir lebten Weiße – Studenten, Bekannte, Dozenten -, die ebenso empfanden, wie ich. Sie blieben nicht immer wieder stehen, um mich als Kuriosum oder als eine Art ‚Untermenschen‘ zu betrachten. Für sie war ich einfach ein Mensch, der der in vieler Hinsicht privilegierten Studentenschaft angehörte, ein Mensch, mit dem sie sich gern trafen und über das Geschehen in der Welt unterhielten.“<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> . W.E.B. Du Bois: Mein Weg, meine Welt. Berlin 1967.

<sup>3</sup> . Ebd. S. 150.

Bevor er sich in Berlin an der Universität einschrieb, reiste Du Bois durch Europa und machte auch in Eisenach Station. Dort lebte er im Haus der Familie Marbach und verliebte sich in eine der Töchter, Dora. Du Bois über die Bekanntschaft:

„Schließlich gestanden wir uns unsere Liebe, und Dora erklärte, sie würde mich auf der Stelle heiraten. Ich war mir aber darüber klar, dass dies ihr gegenüber nicht anständig sein und sich auch nachteilig auf meine Arbeit in der Heimat auswirken würde; denn dort hatte ich weder Vermögen, noch die gesellschaftliche Stellung, die diese blauäugige Ausländerin wohl hätte beanspruchen können. Sie konnte das nicht recht verstehen. [...] Es war eine Amerikanerin, die darauf achtete, dass es zu keiner Bindung zwischen Dora und mir kam. Sie wohnte mit ihrem Mann etwa einen Monat bei den Marbachs. Er war Professor in Colorado, ein gutmütiger Weststaatler mit schlechten Manieren. Sie war eine dumme Klatschbase und konnte nicht fassen, dass ein Neger in diesem Haushalt so gut aufgenommen wurde. Was sie Frau Marbach über die amerikanischen Neger erzählt hat, weiß ich nicht, aber ich kann es mir denken. Im Hause wurde über die beiden nicht gesprochen, aber alle waren froh, als sie wieder verschwanden. Ich war ziemlich betrübt, als ich selbst wieder abreisen musste. Ich habe mit dieser Familie, solange ich in Deutschland war, korrespondiert, bin aber nie wieder zu diesen freundlichen Menschen zurückgekehrt.“<sup>4</sup>

Berlin und die Universität verschafften dem jungen Afro-Amerikaner neue Eindrücke. Er schwärmte für Bismarcks Sozialsystem und hörte soziologische Vorlesungen bei Max Weber, mit dem ihn später eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Zurück in den USA promovierte er an der *Havard-Universität*, wurde damit der erste Afro-Amerikaner mit einem Dokortitel, und nahm dann mit großem Elan seine Lebensaufgabe, die die Emanzipation der schwarzen Amerikaner, in Angriff, wie er in seiner Autobiographie schreibt. Er war an verschiedenen Universitäten für Schwarze tätig - , noch immer herrschte „Rassentrennung“ in den USA -, wo er u.a. Griechisch und Latein sowie Wirtschaft und Geschichte lehrte. Parallel dazu gründete er gemeinsam mit anderen schwarzen Wissenschaftlern die *American Negro Academy*, das weltweit erste schwarze Institut für Kunst und Literatur. Zudem übernahm er die Leitung der *Atlanta Conferences*, welche sich die soziologisch exakte Erforschung der Lebensumstände der Afro-Amerikaner zur Aufgabe gemacht hatten. Deren Ergebnisse gab er in einer eigenen Reihe heraus. Gleichzeitig veröffentlichte er zahlreiche Aufsätze und Essays in verschiedenen Zeitschriften.

---

<sup>4</sup>. W.E.B. Du Bois: *The Souls of Black Folk. Die Seelen der Schwarzen*. Freiburg 2003.S. 156-157.



- Du Bois auf dem Titelblatt von *The Souls of Black Folk*.
- *The Souls of Black Folk*. Chicago 1903.

1903 gehörte Du Bois zu den meistpublizierten und meistgelesenen schwarzen Autoren Amerikas. In jenem Jahr kam sein Buch *'The Souls of Black Folk, – Die Seelen der Schwarzen'*<sup>5</sup> mit einer Beschreibung der Emanzipation der Afro-Amerikaner auf den Markt.. Du Bois Texte sind keine nüchternen soziologischen Untersuchungen, sondern lebendige Reportagen über den Alltag der schwarzen Südstaatler, ihre soziale und ökonomische Situation nach dem Ende der Sklaverei, ihr Ringen um Bildung, politischen Einfluss und Wohlstand, ihre Träume und Sehnsüchte und den allgegenwärtigen Rassismus. Für viele Afro-Amerikaner war *The Souls of Black Folk* das erste Buch, das ihre Probleme thematisierte, z.B. das Gefühl der Entfremdung, als Schwarzer in einer von Weißen definierten Welt zu leben: „Es ist sonderbar, dieses doppelte Bewusstsein“, schreibt Du Bois, „dieses Gefühl, sich selbst immer nur durch die Augen der anderen wahrzunehmen, der eigenen Seele den Maßstab einer Welt anzulegen, die nur Spott und Mitleid für einen übrig hat.“<sup>6</sup> Das Buch wurde auf Anhieb ein Bestseller, zwischen 1903 und 1905 wurde es fünfmal nachgedruckt. Seit der Publikation galt Du Bois als einer der wichtigsten Sprecher des schwarzen Amerika. Von 1910 bis 1934 gab er die Zeitschrift *Crisis* heraus, die offizielle Publikation der *National Association for the Advancement of Coloured People* (NAACP).

Sein unermüdlicher Kampf um die Gleichberechtigung der Schwarzen brachte ihm vielerlei Feindschaften ein. 1944 entzog ihm die *Atlanta University* wegen seiner Ansichten die Lehrbefugnis, 1951 wurde er von der US-Regierung nach dem *Foreign Agents Registration Act* angeklagt - und im gleichen Jahr freigesprochen. Zwischen 1952 und 1958 wurde er als Sympathisant der Kommunisten schikaniert - deswegen verweigerte ihm u.a. das US-Außenministerium einen Reisepass. Aber Du Bois gab dem Druck nicht nach und kandidierte in New York als Vertreter der Amerikanischen Arbeiter Partei für den US-Senat. 1958 erhielt er schließlich seinen Pass. Daraufhin verließ er New York und machte eine Weltreise, besuchte West- und Osteuropa, die Sowjetunion, wo er mit Chruschtschow zusammentraf, und China, wo er Mao Zedong und Zhou Enlai begegnete.

1961 stellte er einen Antrag auf Aufnahme in die Kommunistische Partei der USA. Dann reiste er nach Ghana, das erste afrikanische Land, das die Unabhängigkeit erlangt hatte. 1963 legte er seine amerikanische Staatsbürgerschaft ab und wurde Ghanaer. Er starb am 27.

---

<sup>5</sup>. Ebd.

<sup>6</sup>. Ebd. S. 35.

August 1963, am Vorabend des Marsches der schwarzen Bürgerrechtler nach Washington, zu dessen Anlass Martin Luther King seine berühmte Rede hielt: „Ich habe einen Traum“.

### 3. Dorotheenstraße 7: Das Seminar für Orientalische Sprachen



- Die Dorotheenstraße heute.

In der Dorotheen-Straße 7 (das Gebäude steht heute nicht mehr), in unmittelbarer Nähe der Universität, befand sich seit 1904 das *Seminar für Orientalische Sprachen*. Es war 1887 gegründet worden, um Kolonialbeamte, Offiziere der Schutztruppe und Handelsreisende auf ihren Einsatz in den Kolonien vorzubereiten. Es wurden dort keineswegs nur „orientalische Sprachen“ gelehrt. So konnte man unter den Unterrichtsfächern nicht nur Arabisch, Chinesisch, Hindustani, Japanisch, Persisch und Türkisch finden, sondern auch die afrikanischen Sprachen Kisuaheli, Nama, Herero, Ovambo, Haussa, Duala, Fulbe, Jaunde, Twi und Ewe. Außerdem wurden den Studenten praktische Kenntnisse wie Tropenhygiene, Kolonialrecht, wirtschaftliche Verhältnisse, Geographie und Geschichte der jeweiligen Kolonie vermittelt. Gelehrt wurden die Sprachen von jeweils einem deutschen Lehrer und einem muttersprachlichen „Lektor“, wobei das Gehalt des deutschen Sprachlehrers um ein vielfaches höher war, als das der muttersprachlichen Lektoren.

Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Verlust der deutschen Kolonien erlebte das *Seminar für Orientalische Sprachen* eine Krise. Doch bereits in den zwanziger Jahren kam es zu einem erneuten Aufschwung der kolonialen Debatte. Eine der drei Lehrer-Stellen wurde in eine Professur umgewidmet, die 1921 mit dem ehemaligen Missionar und Afrikanisten Diedrich Westermann besetzt wurde.

1936 stellte die NSDAP erstmalig offiziell die Forderung nach „kolonialer Gleichberechtigung“. Die deutsche Afrikanistik sollte dieses Ziel unterstützen. Viel Geld stand nun den Kassen der Afrikanistischen Institute zur Verfügung. Die Mehrheit der deutschen Afrikanisten waren politisch konservativ bis rechts eingestellt und hatten keine Schwierigkeit, mit den Nationalsozialisten zusammenzuarbeiten.<sup>7</sup> Diedrich Westermann äußerte beispielsweise:

„Wenn wir uns heute wieder lebhafter mit afrikanischen Dingen und Menschen beschäftigen, so tun wir das in der Überzeugung, dass uns in Afrika ein eigenes, selbständiges Arbeitsfeld zukommt. Der Erfüllung dieser Erwartung sehen wir mit Zuversicht entgegen, denn wir wissen, der Tag wird kommen.“<sup>8</sup>

<sup>7</sup> . Siehe auch: Ludwig Gerhard: Afrikanistische Forschung – die Geschichte einer Kontinuität. In: Peter Martin/ Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. München-Hamburg 2004. S. 434-450.

<sup>8</sup> . Zit. nach: Bastian Breiter: Bayume Muhammed Hussein und der Geist deutscher Institutionen (unveröff. Seminararbeit o.J.) Berlin. S. 13.

Für die Studenten wurde nun ein Fach namens *Deutschtumskunde* zum Pflichtfach. So ist im Vorlesungsverzeichnis von 1937 zu lesen:

„Eine Selbstverständlichkeit ist es, dass nur ein Deutscher, der die deutsche nationalsozialistische Bewegung in ihrer Geschichte, ihrem organisatorischen Aufbau und ihrem gegenwärtigen Leben genau kennt und von der nationalsozialistischen Weltanschauung völlig durchdrungen ist, als ein vollwertiger Vertreter des Deutschtums im Ausland gelten kann.“<sup>9</sup>

1940 übernahm der SS-Mann Alfred Six die Leitung. Mit der Niederlage der deutschen Truppen 1942 in Stalingrad und 1943 in Nordafrika wurden die kolonialwissenschaftlichen Forschungen weitgehend eingestellt.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> . Ebd. S. 14.

<sup>10</sup> . Siehe auch: Holger Stoecker: Das Seminar für Orientalische Sprachen. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 115-122.

## Amur bin Nasur ilOmeiri: Lektor der Suahelisprache am Seminar für Orientalische Sprachen

Verzeichniß der Beamten, Lehrer und Lectoren.						
Dr. Sachau, Edoard, Geheimer Regierungsrath, kommissarischer Director, ordentlicher Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften — Wormserstr. 12. — Moriz, Bernh. Seb., Sekretär und Bibliothekar — Am Lustgarten 6.						
Arendt, Carl, Lehrer des Chinesischen, Professor H4., ÖCVK 1a, OFJ3., ÖBK3., JK4., RSt2., ChOst., SpCIII3., ChDDIII1., JM&L — Mathenowerstraße 104b.						
Sfley Shen, Lector des Nordchinesischen — Kirchstr. 23.						
Au Fung Tschik, Lector des Südchinesischen — Leffingstr. 31.						
Dr. Lange, Rudolf, Lehrer des Japanischen, Professor JpM5. — Werftstr. 11.						
Senga, Tsurutaro, Lector des Japanischen — Scharnhorststr. 7.						
Djami Chan Gheri, Lector des Hindustani und Persischen — Hermsdorf, Schloßstr. 7.						
Dr. Hartmann, Martin, Lehrer des Arabischen, Professor TM3. — Landsberger Allee 7.						
Maarbes, Amin, Lector des Syrisch-Arabischen — Bäckerstr. 10.						
Dr. Moriz, Bernh. Seb., Lehrer des Arabischen — Am Lustgarten 6.						
Hassan Taufik, Lector des Egyptisch-Arabischen — Hallestr. 18.						
Muhammed Bu Selham, Lector des Marokkanisch-Arabischen — Oranienburgerstr. 39.						
Dr. Foy, Carl, Lehrer des Türkischen — Neue Promenade 7.						
Dr. Böttner, Carl, Lehrer des Suaheli H4. — Steglitz, Brunnenwallstr. 7.						
Amir Bin Nasir Omeiri, Lector des Suaheli — Oranienburgerstr. 39.						
Miyotakis, J., Privatlehrer des Neugriechischen — Potsdamerstr. 42.						
Oppenheim, G., Consul, Privatlehrer des Spanischen — Viktoriast. 25.						
Sejde, Wilhelm, Seminarbiener — Am Lustgarten 6.						
Uebersicht nach Klassen und Berufsarten.						
Klasse	Angehörige der jurist. Facultät, Referendare und Advokaten	Angehörige der philol. Facultät, Lehrer und Gehilfen	Angehörige des Kaufmannstandes, Privatpersonen	Offiziere	Techniker	Summe
Chinesisch . . .	12	2	1	—	—	15
Japanisch . . .	4	1	4	—	—	9
Hindustani . . .	2	—	—	—	—	2
Arabisch . . .	12	3	1	—	—	16
Persisch . . .	1	—	—	—	—	1
Türkisch . . .	5	2	1	1	1	10
Suaheli . . .	6	—	2	—	—	8
	42	8	9	1	1	61

- Verzeichnis der Beamten, Lehrer und Lektoren des Seminars für Orientalische Sprachen von 1891. Die Liste führt auch – falsch geschrieben – den „Lector des Suaheli“ Amur bin Nasur ilOmeiri auf.
- Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden des „Seminars für Orientalische Sprachen“ an der königlichen Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin. Für die Zeit von 15. Oktober 1891 15. März 1892. Berlin 1891. (in Reed-Anderson, 100 Jahre S. 19).

Einer der Sprachlektoren am *Seminar für Orientalische Sprachen* war Amur bin Nasur ilOmeiri. Ihm verdanken wir eine Schilderung des Berliner Alltags im späten 19. Jahrhundert aus der Sicht eines Afrikaners. Amur bin Nasur kam 1891 nach Berlin, um als Lektor für die Sprache der Suaheli, Kisuaheli, am *Seminar für Orientalische Sprachen* zu arbeiten und blieb

dort bis 1895<sup>11</sup>. In dieser Zeit schrieb er seine Autobiographie und seine Eindrücke über das fremde Land und die große Stadt Berlin in der Kiswaheli auf. Sein Mentor, der Afrikanist Carl Gotthilf Büttner übersetzte das Manuskript und nahm es in seine Anthologie *Lieder und Geschichten der Suaheli* auf, welche 1894 erschien<sup>12</sup>.

Amur bin Nasur kam 1867 auf Sansibar zur Welt. In seiner Autobiographie schildert er teils befremdet, teils amüsiert die seltsamen Sitten und Gebräuche der Berliner:

„Als ich zuerst Berlin sah, fragte ich, wie viele Menschen in dieser Stadt wären, und man sagte mir, anderthalb Millionen sind in dieser Stadt. Und ich sah mehrstöckige Häuser in dieser Stadt. Jedes Haus hatte drei Stockwerke und vier Stockwerke und jedes Stockwerk ist voll von Menschen. Und ich fragte alle Tage, als ich da war: Wo sind eigentlich die Besitzer dieser Häuser? Ich weiß nichts von ihnen. Und danach kam mein Freund und Lehrer mit Namen Hans und nahm mich mit zu sich und nahm mich freundlich auf. Und er zeigte mir ein wenig die Straßen der Stadt und zeigte mir die Berliner Sachen und lehrte mich schreiben und lesen, bis ich es konnte. Danach begannen wir unseren Unterricht, und ich bekam Schüler zu unterrichten. Und es war mein Geschäft, ihnen das Suaheli und das Schreiben zu lehren, und sie lernten.“<sup>13</sup>

Es ist nicht anzunehmen, dass Amur bin Nasur vor seinem Deutschlandaufenthalt überhaupt nicht schreiben und lesen konnte. Schließlich hatte er zuhause jahrelang verschiedene Schulen besucht. Aber vermutlich hatte er dort die arabische Schrift gelernt und musste nun, um sich seinen Schülern verständlich machen zu können, die lateinische Schrift erlernen.

Sein Freund Hans Velten brachte ihm nicht nur die lateinischen Schriftzeichen bei, sondern auch wichtige Aspekte der deutschen Alltagskultur:

„Und an einem Tage kam mein Freund Velten und sagte: Bitte, Amur, heute wollen wir in ein Bierhaus gehen, und ich sagte: O ja, aber wo ist es? Und er sagte: es ist nahe, es ist nicht weit. Und wir standen auf und gingen in das Bierhaus, und ich sah viele kleine Spiegel an der ganzen Wand und sah auch Lichter jeder Art. [...] Und darnach sahen wir Leute mit Geigen und Trompeten und Trommeln, und ich sagte, wo gehen diese Leute hin? Und er sagte zu mir: Die Leute werden mit diesen Trommeln und Trompeten für uns spielen, die wir hier Bier trinken. [...] Und danach standen wir auf und gingen in ein anderes Haus, und fanden es noch großartiger, wie jenes. Und danach gingen wir von einem Haus ins andere bis wir in sieben gewesen waren, und eines war immer großartiger, als das andere. [...] Und danach standen wir auf und gingen nach Hause.“<sup>14</sup>

Der Arbeitsmigrant bin Nasur machte natürlich auch mit der deutschen Bürokratie Bekanntschaft... :

„An einem anderen Tag standen wir auf und gingen, bis wir an einen Platz kamen, und an diesem Platz waren viele Menschen, und ich

---

<sup>11</sup>. Paulette Reed-Anderson: Eine Geschichte von mehr als hundert Jahren. Die Anfänge der Afrikanischen Diaspora in Berlin. Berlin 1995. S.19-20.

<sup>12</sup>. Geschichte des erwähnten Knechtes des Propheten Gottes Amur bin Nasur ilOmeiri. Eigenhändig. In: Carl Gotthilf Büttner: Anthologie aus der Suaheli-Literatur (Gedichte und Geschichten der Suaheli [Reprint]) Berlin [1894] 1970. S. 159–190.

<sup>13</sup>. Ebd. S.171.

<sup>14</sup>. Geschichte des erwähnten Knechtes des Propheten Gottes Amur bin Nasur ilOmeiri. Eigenhändig. In: Carl Gotthilf Büttner: Anthologie aus der Suaheli-Literatur (Gedichte und Geschichten der Suaheli [Reprint]) Berlin [1894] 1970. S. 177-178.

fragte: Was sind das für Menschen? Und man sagte mir: Diese Leute sind deshalb hingesetzt, wenn jemand geboren wird oder stirbt, oder wenn ein Fremder kommt, so ist ihr Geschäft (solcher Leute sind siebentausend): wenn ein Fremder kommt, so fragen sie ihn: Wann bist du geboren, an welchem Tage oder Monat, aus welchem Lande kommst du, und was ist dein Geschäft. Und dann musst du alles sagen. Und wenn du sagst: Ich habe keine Beschäftigung, dann wirst du sogleich auf die Reise gebracht werden; und wenn du nicht weißt, an welchem Tag du geboren bist, so wirst du sogleich auf die Reise gebracht werden. Das ist die Nachricht von diesen Leuten, die dort sind. Und wir gingen heraus und gingen nach Hause.“<sup>15</sup>

...und auch mit einem deutschen Politiker:

„Und eines Tages hörte ich: Heute kommt Bismarck nach Berlin, aber er wird nur durchfahren, er bleibt nicht lange. Und ich stand auf und ging nach dem Bahnhof. Mit einem Male sah ich, wie Leute kamen und auch Soldaten kamen und sich in Reihen aufstellten. Und dann sah ich, wie der Wagen kam, und darin war Bismarck, und es kamen die Menschen und grüßten ihn, und er steckte den Kopf aus dem Wagen und erwiderte den Gruß. Und ich drängte mich vor, bis ich ganz nahe an ihn kam, und ich grüßte ihn, und er dankte mir und nahm eine Blume mit seiner Hand und gab sie mir und sagte zu mir: Da nimm Schwarzer. Und ich sagte: Danke schön. Und ich besah ihn sehr und seinen Sohn, dessen Frau und seine ganze Familie, und er ist ganz weiß, selbst die Augenbrauen.“<sup>16</sup>

Nicht nur die Sitten und Gebräuche der Berliner fand Amur bin Nasur bemerkenswert, sondern auch das Berliner Wetter:

„...in Berlin ist es sehr kalt: sechs Monate ist es kalt und sechs Monate ist es warm. [...] Aber die Geschichten im Winter sind diese: Das Wasser wird hart wie Stein, und wenn der Regen kommt, dann fällt er wie kleine Steine, und ein anderer Regen ist wie Koskosnussschnitzel. [...] Dies ist meine Erzählung, von dem, was ich weiß. [...] Beendet am 15. September 1892, nach muhammedanischer Rechnung im Jahre 1310 in Berlin.“<sup>17</sup>

Nach dem Sommersemester 1895 endete Amur bin Nasur ilOmeiris Beschäftigung am *Seminar für Orientalische Sprachen*. Wie sein weiterer Lebensweg verlief, liegt im Dunkeln.<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup>. Ebd. S. 178.

<sup>16</sup>. Ebd. S. 179.

<sup>17</sup>. Geschichte des erwähnten Knechtes des Propheten Gottes Amur bin Nasur ilOmeiri. Eigenhändig. In: Carl Gotthilf Büttner: Anthologie aus der Suaheli-Literatur (Gedichte und Geschichten der Suaheli [Reprint]) Berlin [1894] 1970. S. 182-190.

<sup>18</sup>. Siehe Ursula Trüper: Amur bin Nasur ilOmeiri - Lektor der Suahelisprache am Seminar für Orientalische Sprachen. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 201-206.

## Tod eines Askari: Bayume Muhammed Hussein und das Seminar für Orientalische Sprachen in der NS-Zeit



- Standaufnahme zu dem Film *Carl Peters* von 1940. Ganz vorne rechts: Mohamed Husen, zweiter von links: Louis Brody, in der Mitte: Hans Albers. (Kolonialmetropole S. 219).
- Archiv der deutschen Cinemathek, Berlin.

Ungefähr dreißig Jahre nach Amur bin Nasur ilOmeiri begann der Ostafrikaner Bayume Muhammed Hussein am *Seminar für Orientalische Sprachen* zu arbeiten.

Bayume Muhammed Hussein wurde um 1900 in Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, geboren. In der Hauptstadt Dar Es Salam besuchte er sechs Jahre lang die deutsche Schule, und machte dann bei der Post eine Ausbildung als Telegraphist. Wie auch sein Vater, der als sogenannter *Askari*, als Angehöriger des deutschen Afrikacorps, für die Kolonialmacht tätig war, gehörte Hussein durch seine Ausbildung und durch seine Arbeit bei der Post zur schwarzen Kolonial-Elite *Deutsch-Ostafrikas*. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war es daher selbstverständlich für ihn, sich auf deutscher Seite daran zu beteiligen. Schwer verwundet verbrachte er die letzten beiden Kriegsjahre in einem Kriegsgefangenenlager in Nairobi.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde Tansania englisches Mandatsgebiet. Aus dem Gefangenenlager entlassen, erfuhr Hussein, dass sein Vater in der Zwischenzeit gestorben war. Der aufstrebende junge Angestellte der deutschen Kolonialverwaltung, mit Uniform und Pensionsberechtigung, stand nun plötzlich vor dem Nichts. Die nächsten Jahre schlug er sich als Steward auf verschiedenen Schiffen durch. Als eines dieser Schiffe in Hamburg vor Anker ging, beschloss er, seine alten Kontakte zu nutzen. Er kündigte seine Arbeit als Steward und fuhr nach Berlin. Dort traf er auf mehrere Kolonialbeamte, die er noch aus der Kolonialzeit in Ostafrika kannte. Sie hatten mittlerweile Karriere gemacht und waren sehr erstaunt, als ihr „schwarzer Landsmann“ plötzlich in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vor ihnen stand. Doch sie fühlten sich offensichtlich verpflichtet, für Hussein etwas zu tun, der im Krieg auf deutscher Seite sein Leben riskiert hatte. Die Hilfsbereitschaft hielt sich jedoch in Grenzen: Sie besorgten ihm eine dreimonatigen Arbeit bei der Post und schärften ihm ein, dass er danach zurück in seine Heimat kehren müsse. Aber was sollte Hussein in Tansania? Als ehemaliger *Askari* auf deutscher Seite hatte er dort wenig Zukunftsaussichten. Deswegen blieb er in Berlin und schlug sich mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten durch. Unter anderem bekam er auch kurzzeitig eine Stelle als „Sprachhilfe“ für Kisuaheli am *Seminar für Orientalische Sprachen*.

Ende 1929 versuchte Hussein die nachträgliche Auszahlung des Soldes, der ihm und seinem Vater noch zustand, zu veranlassen. Dies gelang ihm zwar nicht, er bekam aber im Zuge dieses Rechtsstreites einen Nachweis über seine *Askari*-Vergangenheit ausgehändigt. Dieser Nachweis verhalf ihm zu einem deutschen Pass, ausgestellt auf den eingedeutschten Namen „Husen“.



Deutscher Askari aus Deutsch-Ost-Afrika · Angehöriger der Nubier-Truppe bis 1918  
Lehrer für Suaheli am Auslandsinstitut der Universität, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 7

**B. Mohamed Husen**

BERLIN N 54, BRUNNENSTRASSE 193

FERNSPRECHER: 42 63 10



- Kopf des Briefpapiers von Mohamed Husen.
- Jürgen Hahn (Kolonialband 217).

Im Frühjahr 1930 fand er endlich eine feste Anstellung: als Kellner im legendären *Haus Vaterland*, der damals populärsten Bar von Berlin. Zudem arbeitete er wieder als Sprachgehilfe am *Seminar für Orientalische Sprachen*. Damit hatte er ein wichtiges Lebensziel erreicht; er lebte in gesicherten Verhältnissen und konnte sich dauerhaft in Berlin niederlassen. 1932 heiratete er die Deutsche Maria Schwadner.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde der Alltag für die junge Familie gefährlich. Schwarze, vor allem, wenn sie sich in Begleitung weißer Frauen zeigten, wurden oftmals Opfer von nationalsozialistischen Schlägerbanden. Bereits 1933 wurden allen Afrikanern und Afro-Deutschen ihre Pässe entzogen. Sie erhielten stattdessen *Fremdenpässe*, die Reisen unmöglich machten und die Besitzer zu einer regelmäßigen Meldepflicht verpflichteten.

Schon bald nach Hitlers Machtantritt wurde das *Seminar für Orientalische Sprachen* auf die Ideologie der NSDAP ausgerichtet. Jüdische Mitarbeiter wurden nun entlassen, so der Direktor Eugen Mittwoch. Die schwarzen afrikanischen Mitarbeiter wurden diskriminiert. Husen z.B., der Kisuaheli als seine Muttersprache sprach und daher vermutlich der kompetenteste Lehrer in dieser Sprache am gesamten *Seminar für Orientalische Sprachen* war, wurde als einziger in die unterste Gehaltsklasse eines „Sprachgehilfen“ eingestuft.

Parallel zu seiner Arbeit am *Seminar für Orientalische Sprachen* arbeitete Husen als Komparse beim Film. Um den kolonialen Gedanken in der Bevölkerung populär zu machen, wurden in der NS-Zeit viele Kolonialfilme produziert – auch wenn Deutschland längst keine Kolonien mehr besaß. Dazu brauchte man schwarze Darsteller. Einer der Filme, in denen Husen mitspielte, hat den Titel: *Die Reiter von Deutsch-Ostafrika*. Dort spielte er ironischerweise einen treu ergebenen *Askari*, der sich unter dem Joch der Briten nach der

guten alten deutschen Kolonialzeit zurücksehnt. 1935 verlor Husen sein Haupteinkommen als Kellner im *Haus Vaterland*. Zwei Kollegen hatten sich beschwert, mit einem Schwarzen zusammenarbeiten zu müssen. Die Familie Husen lebte nun in äußerst prekären finanziellen Verhältnissen.

Seit 1937 begann man, Polizisten für einen möglichen Einsatz in den zu erobernden künftigen Kolonien auszubilden. Unter anderem erhielten sie Unterricht in afrikanischen Sprachen. Einer der Sprachlehrer war Mohamed Husen. Die Arbeit mit den rassistisch aufgehetzten Polizeibeamten wird nicht einfach gewesen sein. Wiederholt kam es zu Zwischenfällen im Unterricht. Abgerechnet wurde diese zusätzliche Tätigkeit nicht. Wie einen Gegenstand verließ das *Seminar für Orientalische Sprachen* den Kisuheli-Lektor quasi gratis an das Innenministerium. Husens Verhältnis zu seinen Arbeitgebern wurde immer gespannter. In seiner Personalakte ist wiederholt von Auseinandersetzungen mit seinen Vorgesetzten die Rede.

Im Herbst 1940 erhielt/hatte er ein Engagement als Komparse in dem Kolonialfilm *Carl Peters*. Ein Jahr später wurde er von der Gestapo verhaftet – wegen angeblicher „Rassenschande“. Es wurde ihm vorgeworfen, dass er mit einer „arischen“ Frau, die er während der Dreharbeiten kennen gelernt hatte, ein Kind gezeugt habe. Seine Vorgesetzten vom *Seminar für Orientalische Sprachen* dachten nicht daran, sich für ihren langjährigen Mitarbeiter einzusetzen. Im Gegenteil, sie schoben der Verhaftung die Kündigung hinterher, da sich Husen schon vorher „durch verschiedene Disziplinosigkeiten um das Ansehen seiner Dozenten gebracht“ habe. Am 24.11.1944 starb Husen im KZ Sachsenhausen. Sein ältester Sohn Bodo Husen konnte nur noch seine Urne in Empfang nehmen. Das Grab von Mohamed Husen liegt heute auf dem Friedhof für die Opfer von Krieg und Gewalt in Berlin-Reinickendorf.<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> . Siehe auch: Bastian Breiter: Der Weg des „treuen Askari“ ins Konzentrationslager - die Lebensgeschichte des Mohamed Husen. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 215-220.

#### 4. Die Mohrenstraße



- Die Mohrenstraße heute.

Die Mohrenstraße wurde nach den schwarzen Heeresmusikern in der preußischen Armee, die dort eine eigene Kaserne bewohnten, benannt. Bereits 1681 waren brandenburgische Schiffe vor der *Goldküste*, dem heutigen Ghana, vor Anker gegangen. Es wurden Verträge mit den einheimischen Fürsten geschlossen und ein Fort gebaut - die Festung Großfriedrichsburg. Von dort aus beteiligte sich Brandenburg am internationalen Sklavenhandel. Da der erhoffte Gewinn ausblieb, beendete der „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. 1721 das defizitäre Kolonialabenteuer seiner Vorfahren und verkaufte alle preußischen Übersee-Besitzungen an die *Niederländisch-Westindische Kompanie*. Eine Klausel des Kaufvertrages besagte, dass ihm die Holländer zusätzlich zur Kaufsumme auch „12 Negerknaben stellen [müssten], von denen sechs mit goldenen Ketten geschmückt sein sollten.“<sup>20</sup>

Diese zwölf jungen Afrikaner wurden in das Preußische Heer integriert. An europäischen Herrscherhäusern galten Schwarze Militärmusiker und schwarze Bedienstete im 17. Jahrhundert als Statussymbol. Sie hatten daher einen vergleichsweise hohen sozialen Status. Einige heirateten sogar in angesehene Familien ein. Der „Soldatenkönig“ ruhte nicht, bis er ein komplettes schwarzes Musikkorps aufgestellt hatte. An die 30 Afrikaner waren schließlich in seinem Heer als Musiker beschäftigt. 1724 wurde für sie eine spezielle „Hoboistenschule“ in der Nähe des großen Militärwaisenhauses in Potsdam eingerichtet. Wie bei seinen *Langen Kerls* legte der „Soldatenkönig“ besonderen Wert darauf, dass seine schwarzen Militärmusiker stattlich und großgewachsen waren. Auch ihre Uniform musste prächtig sein: „Blau, unten ganz weit und rundumb mit Falten, die Ärmel, Aufschläge und Fordertheile am Rocke sind mit güldenen Schleifen besetzt, dazwischen silbern gepremet, welche an beiden Enden silberne Frantzen haben.“<sup>21</sup> Um den Hals trugen sie einen zweifingerbreiten Ring aus gediegenem Silber und ebensolche Ohrgehänge. Um die Ausstattung noch exotischer zu machen, trugen sie einen weißen oder bunten Turban auf dem Kopf. Man hielt die Afrikaner für Muslime und bezeichnete sie daher zuweilen auch als „Türken“.

Die Preußen waren nach derzeitigem Wissenstand die ersten in Europa, die schwarze Militärmusiker beschäftigten. Die preußische Armee war damals eine der modernsten in Europa, und bemühte sich intensiv um die Entwicklung fortgeschrittener Militärtechniken. Dazu gehörte auch eine neuartige Militärmusik. Als *Janitscharen* wurden die schwarzen Spielleute weit über Preußen hinaus bekannt.

Mit dem deutschen Kaiserreich endete auch die Zeit der schwarzen Militärmusiker. Einer der letzten seiner Zunft war → Gustav Sabac el Cher.

---

<sup>20</sup> . Ulrich van der Heyden: Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Kolonie Großfriedrichsburg in Westafrika. Berlin 2001. S. 81.

<sup>21</sup> . Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Hamburg 1993. S.124-125.

## 5. Mauerstraße 45/46: Das Oberkommando der Schutztruppen



- Die Mauerstraße heute.

Das Oberkommando der sogenannten *Schutztruppe*, also des deutschen Kolonialmilitärs, war in der Mauerstraße 45/46, Berlin-Mitte untergebracht, in unmittelbarer Nähe des → Reichskolonialamtes in der Wilhelmstraße 62. Ab 1884 waren die Deutschen eine Kolonialmacht. Doch bald mussten sie feststellen, dass die Bewohner der neuen Kolonien sich keineswegs widerstandslos unterwerfen ließen. Von Anfang an kam es in den deutschen Kolonien immer wieder zu antikolonialen Kämpfen. Die Militärs der *Schutztruppe* betrachteten den „Dienst in Übersee“ als Karrierechance und als Möglichkeit, einen „ruhmbringenden Krieg, wenn er schon nicht herrschte, gegebenenfalls selbst herbeizuführen.“<sup>22</sup> Das Gefühl, ringsum von Feinden umgeben und mit überlegenen Waffen ausgerüstet zu sein, führte bei den Schutztruppen häufig zu folgenschweren Überreaktionen. In Kamerun sah sich 1908 der dortige Gouverneur Seitz schließlich sogar genötigt, wegen fortgesetzter Übergriffe eine Sperrzone einzurichten, um so die Einwohner vor der Schutztruppe zu schützen.



- Das Oberkommando der „Schutztruppe“ in der Mauerstraße 45/46. (Kolonialband S. 35).
- Kolonie und Heimat in Wort und Bild 1908/09, II, Nr. 22.

Besonders brutal gingen die deutschen Schutztruppen im heutigen Namibia gegen die dort lebenden Herero und Nama vor, die sich 1904 gegen die deutsche Kolonialmacht erhoben

---

<sup>22</sup> . Joachim Zeller / Jürgen Zimmerer: Das Oberkommando der Schutztruppen – Die Zentrale der deutschen Kolonialmilitärs. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S.35-41.

hatten. Unter dem Oberbefehl des Generalleutnants von Trotha wurden beide Bevölkerungsgruppen damals nahezu ausgelöscht. Trothas Devise ist oft zitiert worden:

„Gewalt mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik. Ich vernichte die aufständischen Stämme in Strömen von Blut und Strömen von Geld. Nur auf dieser Aussaat kann etwas Neues entstehen.“<sup>23</sup>

Ähnlich verheerend gingen die *Schutztruppen* 1905 bei der Niederschlagung des *Maji-Maji-Aufstandes* im heutigen Tansania vor. Ganze Landstriche wurden von ihnen derartig verwüstet, dass die Auswirkungen bis heute spürbar sind.



- Paul von Lettow-Vorbeck in der Uniform der deutschen Schutztruppe, die dem Braunhemd der SA als Vorbild diente (um 1920). (Eine Kopfjagd, S. 156).
- Christoph-Links-Verlag.

Viele der Generäle, die in der *Schutztruppe* gedient hatten, wie z.B. Paul von Lettow-Vorbeck, machten nach dem Ersten Weltkrieg „Karriere“ in den antirepublikanischen Freikorps, beteiligten sich am rechtsradikalen *Kapp-Putsch* und nahmen später in der NS-Hierarchie hochrangige Positionen ein. Das ausgemusterte Uniformhemd der *Schutztruppe*, das so genannte „Lettow-Hemd“, diente übrigens später als Vorbild für das sogenannte „Braunhemd“ der SA. Erst daraufhin erklärten die Nationalsozialisten Braun zur „Farbe der Bewegung“. Begriffe wie „braune Gesinnung“ gehen also letztlich auf die Uniform der deutschen Schutztruppen zurück.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> . Trotha an Leutwein, zit. Nach Drechsler, Horst: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884-1915). 2. Aufl. Berlin 1984. S. 156.

<sup>24</sup> . Wie die SA zum Braunhemd kam. In: Martin Baer / Olaf Schroeter: Eine Kopfjagd. Deutsche in Ostafrika. Spuren kolonialer Herrschaft. Berlin 2001. S. 156-157.



- Der Offizier Hans Paasche in einem verlassenen Dorf in Deutsch-Ostafrika (1905). (Kopfjagd S. 143).
- Christoph-Links-Verlag.

Es gab aber auch Ausnahmen unter den Angehörigen der *Schutztruppen*. Einer von ihnen war der ehemalige Kolonial- und Marineoffizier Hans Paasche, der am *Maji-Maji-Krieg* (Krieg oder Aupstand wie oben bezeichnet?) teilgenommen hatte. Abgestoßen von den deutschen Grausamkeiten reichte er seinen Abschied ein, und wurde als Schriftsteller und Journalist zum überzeugten Kriegsgegner und Kritiker des Kolonialismus. Sein berühmtestes Buch ist der 1912/13 erschienene Roman *Die Forschungsreise des Afrikaners Lukunga Mukara ins innerste Deutschlands*. In diesem Roman legte Paasche dem fiktiven Afrikaner Lukunga Mukara seine Kritik an den Zuständen im deutschen Kaiserreich in den Mund. Lukunga Mukara schreibt beispielsweise nach Afrika:

„Ich glaube ein Mann, der mit wenigem auskommt und nichts kauft, ist in Deutschland nicht angesehen. Ein Mann aber, der sich mit tausend Dingen umgibt, die er aufbewahren, beschützen, verschließen und reinigen, ja, die er täglich anschauen muss, gilt etwas.“

1917 wurde Paasche aufgrund seiner antimilitaristischen Haltung verhaftet und wegen „Landesverrat“ angeklagt – er hatte Rüstungsarbeiterinnen zum Massenstreik angestiftet. Paasches Leben endete am 21. 5. 1920 gewaltsam. Er wurde von rechtsradikalen Soldaten eines Reichswehr-Regiments ermordet.<sup>25</sup>

---

<sup>25</sup> . „Frei werden unterm Tropenhimmel“ – der Kolonialkritiker Hans Paasche. In: Ebd. S. 141- 144.

## 6. Mauerstraße/Bethlehemskirchplatz: Das Jänickesche Missionsinstitut



- Der Bethlehemskirchplatz heute

An der Mauerstraße stand früher die böhmisch-lutherische Bethlehemskirche (erbaut 1735-1737). Heute findet man nur noch ihre in den Boden eingelegten Umrise. Der Prediger dieser Kirche, Jan Jenik, oder wie ihn die Deutschen nannten, Johannes Jänicke, stammte aus einer Familie von böhmischen Religionsflüchtlingen, die in Folge der Gegenreformation ins tolerante Preußen geflohen waren. Seit 1800 unterhielt er in seinem Pfarrhaus ein Missionsseminar, aus dem viele bekannte Missionare hervorgingen.

Zwei von ihnen, die beiden Brüder Abraham und Christian Albrecht, gründeten 1805 die *Missionsstation Warmbad* im südlichen Namibia.



- Die Böhmischo-lutherische Bethlehemskirche, Blick von der Leipzigerstraße in die Mauerstraße (Gemälde von J.A.E. Niegelsohn von 1785).
- Holger Martin, Berlin.

Ein anderer Absolvent des *Jänickeschen Missionsinstituts* war der Missionar Johann Leonhardt Ebner. Er schilderte später, was dort gelehrt wurde:

„Wir erhielten Unterricht in der deutschen, lateinischen, englischen und kurz vor unserer Abreise aus Berlin, etwas in der griechischen und hebräischen Sprache; wie auch im Rechnen, Schreiben, auch etwas in der Mathematik. Wir konnten aber hernach in Afrika von allem nur die Englische gebrauchen, denn diese, nebst der

Holländischen, sind am Vorgebürge der Guten Hoffnung und dessen Umgebungen die herrschendste.“<sup>26</sup>

Die meisten der angehenden Missionare waren Handwerker und es fiel ihnen sehr schwer, wieder auf der Schulbank zu sitzen. Ebner erinnerte sich später mit Schrecken an seine Zeit bei Jänicke:

„Was nun ferner das Lernen betraf im Missions-Seminar, so fanden sich bei demselben viel und mancherlei Hindernisse. Unübersteigliche Berge türmten sich auf vor unserm Gemüth, Zweifel und Unmuth bemächtigten sich unser. Giebt man dem Gedanken in der Seele erst Raum, dass es heißt: Ja, du wirst doch nicht durchkommen, das Lernen fällt dir zu schwer, gib es nur auf usw., dann ist man in Gefahr, zu weichen. Doch der Herr ist getreu, dass Er uns nicht lässet versucht werden über unser Vermögen.“<sup>27</sup>

*Reise nach Südafrika und Darstellung meiner während acht Jahren daselbst als Missionair unter den Hottentotten gemachten Erfahrungen; so wie eine kurze Beschreibung meiner bisherigen Lebensschicksale.* Dies war der Titel des Buches, das Ebner später über seine Zeit im südlichen Afrika schrieb. „Hottentotten“ wurden damals die Nama, eine Bevölkerungsgruppe, die heute noch in Südafrika und im Süden Namibias lebt, genannt. Ihre Sprache galt als besonders schwierig und für Europäer unerlernbar. Die Nama „haben ihre Sprache noch nicht in Schrift verfasst und es wird wohl auch schwerlich soweit kommen, dass sie die Bibel in ihre Sprache übersetzt bekommen,“<sup>28</sup> schrieb Ebner. Doch genau das gelang später seinem Kollegen Schmelen.

Johann Hinrich Schmelen wurde 1778 als Sohn eines Kleinbauern in dem Dorf Kassebruch im Kurfürstentum Hannover geboren. Nach der Schule erlernte er das Schmiedehandwerk. Als Hannover 1803 an Napoleon fiel und Schmelen der Militärdienst drohte, ging er nach London. Dort nahm er einmal an der Veranstaltung eines Missionars teil, der von drei „bekehrten Hottentotten“ aus Südafrika begleitet wurde.



- Johann Hinrich Schmelen.
- Archiv Ursula Trüper, Berlin.

---

<sup>26</sup> . Johann Leonhardt Ebner: *Reise nach Südafrika und Darstellung meiner während acht Jahren daselbst unter den Hottentotten gemachten Erfahrungen; so wie einer kurzen Beschreibung meiner bisherigen Lebensschicksale.* Berlin 1829. S. 33.

<sup>27</sup> . Ebd. S. 38-39.

<sup>28</sup> . Ebd.

Offensichtlich war Schmelen sehr beeindruckt und beschloss, selbst Missionar zu werden. Er wandte sich an die *Londoner Missionsgesellschaft*, die ihn zunächst ins *Jänickesche Missionsinstitut* nach Berlin schickte. Dort absolvierte er eine vierjährige Ausbildung.

Johannes Jänicke konnte seine Missionare nicht selbst ins Ausland senden. Dazu fehlte ihm das Geld. So wurden Schmelen und einige andere Missionare 1811 von der Londoner Missionsgesellschaft, die mit dem *Jänickeschen Missionsinstitut* zusammenarbeitete, nach Südafrika gesandt. Im Oktober 1811 landete er in Kapstadt und reiste von dort aus weiter ins nördliche Südafrika und weiter über den Orange-River ins heutige Namibia; er sollte einer der bekanntesten Namibia-Missionare werden. Zusammen mit seiner Frau Zara Hendrichs, einer Einheimischen aus seiner Gemeinde, übersetzte er Teile des Neuen Testaments in die im Süden Namibias gebräuchliche Nama-Sprache, womit die Grundlage für die Verschriftlichung und systematische Erfassung dieser Sprache gelegt war.<sup>29</sup> Das Ehepaar Schmelen bekam vier Kinder und begründete eine weit verzweigte Familie im südlichen Afrika und in Deutschland. Johann Hinrich Schmelen kehrte nie mehr nach Deutschland zurück. Er starb 1848 auf seiner Missionsstation Komaggas in Südafrika.



- Die Missionsstation Komaggas.
- Archiv Ursula Trüper, Berlin.

---

<sup>29</sup> . Ursula Trüper: Die Hottentottin. Das kurze Leben der Zara Schmelen (ca. 1793-1831), Missionsgehilfin und Sprachpionierin in Südafrika. Köln: Rüdiger Köppe, 2000. Siehe auch: Ursula Trüper: Missionare als Sprachpioniere. Zara und Johann Hinrich Schmelen. In: Namibia – Deutschland. Eine geteilte Geschichte. Begleitheft des Deutschen Historischen Museums zur gleichnamigen Ausstellung. Berlin 2004. S. 25-19.

## 7. Wilhelmstraße 48: Antikoloniale Aktivitäten im Haus des „Münzenberg-Konzerns“



- Die Wilhelmstraße heute.

Seit Mitte der zwanziger Jahre wurde Deutschland zu einem wichtigen Schauplatz antikolonialer Aktivitäten. Insbesondere die *Kommunistische Partei Deutschlands* (KPD) betrachtete die afrikanischen und asiatischen Studenten und Arbeiter in Deutschland als wichtiges revolutionäres Potential und unterstützte –(verstehe ich so nicht- scheint ein Widerspruch zu sein) deren antikoloniale Arbeit nach Kräften. Nach Schätzungen der *Roten Fahne*, der Parteizeitung der KPD lebten allein im Berlin der zwanziger Jahre etwa 5000 Personen afroasiatischer Herkunft, von denen nicht weniger als 4000 als „aufrechte Kolonialneger“<sup>30</sup> und potentielle Verbündete eingestuft wurden. Aus diesem Grund versuchte die KPD den „Zusammenschluss aller radikal-demokratischen Elemente“ aus den Kolonien zu „nationalrevolutionären Landsmannschaften“ anzuregen, und aus diesem Reservoir „die schrittweise Auslese der besten und uns am nächsten stehenden (Kolonial-) Studenten für die Kommunistische Partei und die Kommunistische Jugend“ vorzunehmen.<sup>31</sup> Umgekehrt waren viele Menschen aus den Kolonien fasziniert vom Kommunismus, der ein Ende der Ausbeutung und die soziale und politische Gleichberechtigung aller Menschen versprach.

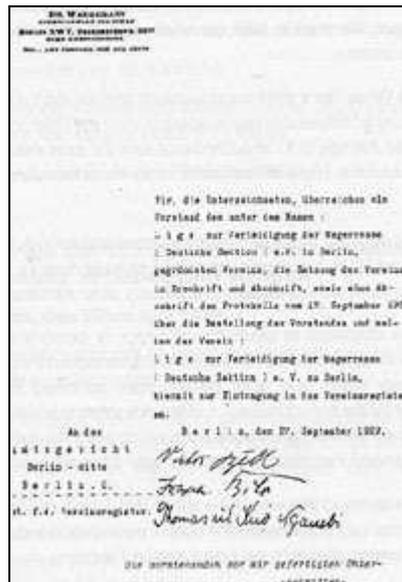
Die ersten Schritte zur Kontaktaufnahme mit verschiedenen antikolonialen Gruppen und Einzelpersonen gingen von der *Internationalen Arbeiterhilfe* (IAH) unter dem kommunistischen Reichstagsabgeordneten Willi Münzenberg aus. 1926 organisierte die IAH mehrere öffentliche Veranstaltungen in Berlin, die schließlich zur Gründung eines *Aktionskomitees gegen die imperialistische Kolonialpolitik* führten. Zu den Mitgliedern dieses Aktionskomitees gehörte z. B. der aus Kamerun stammende Architekt Joseph Ekwe Bilé. Er leitete später auch die deutsche Sektion der Liga zur Verteidigung der Negerrasse. Sie war 1929 in Berlin als Auffangbecken für schwarze Kandidaten, die nach Ansicht der KPD noch nicht „reif“ waren für die Aufnahme in die Partei waren, gegründet worden war.

Organisatorisches Zentrum dieser antikolonialen Aktivitäten war eine Zeit lang das Haus des Münzenberg-Konzerns in der Wilhelmstraße 48, in dem sich außer der Geschäftsstelle der IAH auch der von Münzenberg geleitete *Neue Deutsche Verlag* befand, ferner die Redaktion der einflussreichen Wochenzeitschrift *Arbeiter Illustrierte Zeitung AIZ*, deren Chefredakteur ebenfalls Willi Münzenberg war.<sup>32</sup>

<sup>30</sup> . Zit. nach: Peter Martin: Schwarze Sowjets an Elbe und Spree? In: Peter Martin/ Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. München-Hamburg 2004. S. 181.

<sup>31</sup> . Ebd.

<sup>32</sup> . Siehe auch: Ebd. S. 178-193.



- Seite aus dem Gründungsdokument des Vereins „Liga zur Verteidigung der Negerrasse“.
- Landesarchiv Berlin, Rep 042, Nr. 9054, Blatt 2. (Footnotes S. 47)

Die *Liga zur Verteidigung der Negerrasse* war die deutsche Sektion der 1924 in Paris gegründeten *Ligue pour la Défense des la race noir* und setzte sich für die Gleichberechtigung von Schwarzen und Weißen ein. Die meisten ihrer Mitglieder kamen aus Kamerun, das bis zum Ersten Weltkrieg eine deutsche Kolonie gewesen war, und lebten schon lange in Deutschland. Viele von ihnen stammten aus vornehmen kamerunischen Familien, verfügten über einen hohen Bildungsgrad und waren schon im Kaiserreich politisch aktiv gewesen. Sie versuchten von Deutschland aus, sich für die Verbesserung der Situation ihre Landsleute in Kamerun und der Schwarzen in Europa einzusetzen. Berühmtestes Mitglied der *Liga zur Verteidigung der Negerrasse* war ein gewisser Louis Bebe Mpesa<sup>33</sup>, der später als Louis Brody beim Film eine große Karriere machte.

<sup>33</sup> . Paulette Reed-Anderson: Berlin und die afrikanische Diaspora. Rewriting the Footnotes. Hg. von der Ausländerbeauftragten des Senats von Berlin. Berlin 2000 S. 47.

## Von Kamerun nach Babelsberg: Die Geschichte des Schauspielers Louis Brody



- Eine von Louis Brody selbst aufgebene Annonce.
- Künstler-Almanach für Bühne und Film. Das Handbuch für Bühne, Konzert, Film und Funk, Berlin-Dahlem: Ritter 1941, S.277.

Ludwig M'bebe Mpressa, der sich später Louis Brody nannte, wurde am 15. Februar 1892 in Duala/Kamerun geboren. Wie er nach Deutschland kam, ist unbekannt. Mit 23 Jahren bekam er seine erste Rolle in dem mittlerweile verschollenen Film von Joe May *Das Gesetz der Mine*. Dort spielte er einen „riesenhaften Neger“, der einen Weißen tötet. Diese Rolle blieb ihm zeitlebens erhalten. Immer wieder trat er in Abenteuerfilmen als bedrohlich-exotischer „schwarzer Mann“ auf. Ende der Zwanziger Jahre nahm der junge Schauspieler für Bühnenauftritte den Künstlernamen „Brody-Alcolson“ an - eine Hommage an den amerikanisch-jüdischen Schauspieler Al Jolson, der den Ton im Kino eingeführt hatte; in einer so genannten *blackface-performance* hatten die dort auftretenden weißen Musiker sich die Gesichter mit Schminke schwarz gefärbt.

Die Nazi-Zeit bedeutete für Louis Brody keinen Bruch in seiner Karriere. Für das neue Genre der Kolonialfilme brauchten die Nazis schwarze Schauspieler. So entstand die paradoxe Situation, dass die wenigen schwarzen Schauspieler in Deutschland, obwohl sie sonst überall benachteiligt wurden, mehr verdienten als ihre weißen Kollegen. Bruce erhielt z. B. bis zu 100 Mark pro Drehtag, das entsprach dem halben Monatslohn eines damaligen Spitzenverdieners. Am bekanntesten wurde er in der Rolle des bösen Häuptlings im NS-Kolonialfilm *Ohm Krüger* von 1941. Brody gehörte zu den wenigen schwarzen Darstellern, denen auch Sprechrollen zugestanden wurden – die meisten schwarzen Filmkomparsen hatten lediglich dekorativ im Hintergrund herumzustehen, während im Vordergrund die weißen „Herrenmenschen“ ihre Heldentaten vollbrachten. Die Rollen, die Brody zu spielen hatte, zeigten ihn allerdings stets in untergeordneter Position, mal als Diener oder Barmann, manchmal auch als Ringer. Auch außerhalb des Films trat Brody gelegentlich als Ringer auf. Seine vielseitige Begabung und seine großen Sprachkenntnisse sicherten ihm bis zum Kriegsende seinen Lebensunterhalt - und retteten ihm möglicherweise das Leben. 1938 heiratete er die schwarze Danzigerin Erika Diek, deren Vater ebenfalls aus Kamerun stammte. Sie erzählt über das Leben damals in einem Interview:

„Meinem Mann wurde die deutsche Staatsangehörigkeit damals auch aberkannt. Da Kamerun noch französische Kolonie war, wandte er sich an das französische Konsulat und erhielt ohne weiteres die französische Staatsangehörigkeit. Somit wurde ich durch die Heirat französische Staatsbürgerin. Wir mussten uns jede Woche bei der Polizei melden. In Berlin hatten wir viel auszustehen. Als ich schwanger war, bekam ich zu hören: ‚Unser Führer legt keinen Wert auf solche Kinder.‘ Als unsere Tochter vier Jahre alt war, meldete ich

sie im Kindergarten an, ich arbeitete den Tag über. Nach einer Woche durfte ich sie nicht mehr hinbringen, da den anderen Kinder nicht zugemutet werden konnte, mit einem ‚Negerkind‘ zu spielen. Während des Krieges hatte mein Mann einen Schauspielvertrag in (Achtung: ZITAT nicht abänderbar) München. [...] Wir hatten zwei Zugplätze nebeneinander reserviert, damit das Kind sich zwischendurch schlafen legen konnte. Auf einmal ging die Abteil-Tür auf, ein SA-Mann erschien in der Tür: ‚Du Neger mit deinem Bierarsch, mach mal Platz für die alte Dame!‘ Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, meinen Mann zurückzuhalten. Er wog immerhin zwei Zentner, der ging auf den SA-Mann los wie ein Tiger. Der Mann ist sofort verschwunden. Es ist nicht auszudenken, was alles hätte passieren können. Nach einer Weile sagte mein Mann: ‚Gnädige Frau, sie können meinen Platz haben.‘ Sie hat aber abgelehnt.“<sup>34</sup>

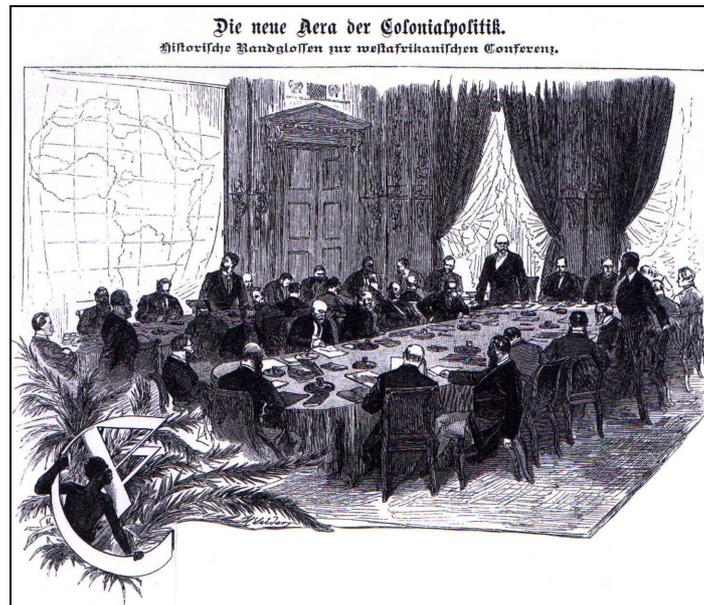
Den Zusammenbruch der NS-Herrschaft erlebte Brody in Berlin, unter der Bettdecke heimlich „Feindsender“ hörend. Nach dem Krieg setzte er seine Schauspielkarriere bei der *Deutsche Film AG* (DEFA) fort. Außerdem trat er als Sänger und Schlagzeuger der *Mc Allen Band* in der *Pinguin Bar* in der Bülowstraße auf. Noch 1950 ging er mit dieser Formation auf Tournee. Am 11. Februar 1951 starb Louis Brody in Berlin und wurde auf dem Friedhof Berlin-Hohenschönhausen beerdigt. Sein Grab existiert heute nicht mehr.<sup>35</sup>

---

<sup>34</sup> . Katharina Oguntoye / May Opitz / Dagmar Schultz (Hg.): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Frankfurt a.M. 1997. S. 72-73.

<sup>35</sup> . Siehe auch: Tobias Nagel: *Von Kamerun nach Babelsberg – Louis Brody und die schwarze Präsenz im deutschsprachigen Kino vor 1945*. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin 2002. S. 220-225.

## 8. Ehemaliges Reichskanzlerpalais Wilhelmstraße 77: Haus der „Berliner-Konferenz“



- Die Berliner Konferenz unter Vorsitz des deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck. Delegierte aus 13 europäischen Staaten, aus den USA und dem osmanischen Reich nahmen an dieser Konferenz teil – jedoch kein einziger Afrikaner.
- Die Gartenlaube 1884.

Vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 tagte im Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße 77 die sog. „Berliner Konferenz“, auch „Westafrika-Konferenz“ oder „Kongo-Konferenz“ genannt. Die Vertreter von 13 europäischen Staaten, sowie der USA und des Osmanischen Reiches hatten sich auf Einladung des deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck dort versammelt, um über das künftige Vorgehen dieser Staaten auf dem afrikanischen Kontinent zu beraten. Afrikaner waren bei dieser Versammlung nicht zugegen. Auf der Berliner Konferenz legten die anwesenden Großmächte die Kriterien für die völkerrechtliche Anerkennung von Kolonialbesitz fest. Dies löste einen beispiellosen Wettlauf um die noch nicht besetzten Gebiete Afrikas aus. Innerhalb weniger Jahre war Afrika dann unter den europäischen Mächten aufgeteilt – bis auf Äthiopien und Liberia. Auch Deutschland sicherte sich damals seinen „Platz an der Sonne“ und trat in die Reihe der Kolonialmächte ein.

Wie mit dem Lineal in eine Karte eingezeichnet, quer zu den Lebensräumen afrikanischer Bevölkerungsgruppen und ohne sich um bereits bestehende afrikanische Staaten zu kümmern, legten die damaligen Großmächte ihre Einflussphären fest.<sup>36</sup> Der Ort ist nicht mehr erhalten. Heute steht dort eine Gedenktafel aus Metall, die an diesen Teil der deutsch-afrikanischen Geschichte erinnert.

<sup>36</sup> Horst Gründer: Der „Wettlauf“ um Afrika und die Berliner Westafrika-Konferenz 1884/85. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 19-23.



- Enthüllung der Metalltafel zum Gedenken an die Berliner Konferenz am 26. Februar 1905
- Joachim Zeller

### **Carl Gotthilf Büttner: Kolonialpolitiker, Missionar und Sprachforscher**

Die Politiker, die in Berlin Afrika untereinander aufteilten, hätten nichts ausrichten können ohne die zahlreichen Wissenschaftler, Missionare und Forschungsreisenden, die vor Ort ihre Fähigkeiten in den Dienst des Kolonialismus stellten. Einer von ihnen war Carl Gotthilf Büttner. Er wurde am 24. Dezember 1848 in Königsberg geboren. Als junger Mann studierte er Theologie und interessierte sich für das „Studium der morgenländischen Sprachen“. Nach dem Examen meldete er sich bei der *Rheinischen Missionsgesellschaft* in Barmen, um Missionar zu werden. 1872 wurde er ins südliche Afrika gesandt – in das Nama- und Damaraland im heutigen Namibia.

Dort kam ihm seine außerordentliche Sprachbegabung bald sehr zustatten: Gemeinsam mit anderen Missionaren übersetzte er das Neue Testament in die Herero-Sprache und veröffentlichte mehrere Schriften zur Sprachstruktur der Herero. Außerdem gab er ein Wörterbuch und eine Grammatik der Herero-Sprache, sowie ein Wörterbuch der Nama-Sprache heraus. In der eigentlichen Missionsarbeit hielt es Büttner nicht lange aus. Die Herero, deren Sprache ihn so sehr faszinierte, hielt er für einen höchst bedenklichen Menschenschlag:

„Diese sozialen Verhältnisse der Herero haben nämlich eine frappante Ähnlichkeit mit dem Idealstaat der Sozialisten [...]: Kein individuelles Grundeigentum, der Viehbesitz scheint auch nicht Eigentum des Einzelnen, sondern mehr Eigentum des Staates resp. der Familie zu sein. Keine Steuern, kein Militär, keine Polizei, keine Gefängnisse, das Streiken als Normalzustand der Arbeiterbevölkerung, keine Beamten, allgemeine Erlaubnis zum Betteln, während die Nationalsitte das Abschlagen einer Bitte verbietet, zum Schluss

keinen Eid und keinen Gott. Ist das nicht der sozialistische kommunistische Zustand?“<sup>37</sup>

Bald gab es Zerwürfnisse mit den Kollegen wie mit der Missionsleitung in Barmen. Dazu mochte beigetragen haben, dass Büttner im Bewusstsein seiner universitären Bildung – die anderen Missionare waren meist Handwerker – seinen Kollegen und der Missionsleitung gegenüber wenig demütig, sondern recht fordernd, manchmal auch arrogant auftrat. So kehrte er 1880 nach Deutschland zurück, wo er eine Pfarrstelle in der Kleinstadt Wormditt (heute Ormeta in Polen) übernahm.

Fünf Jahre später bereiste er von neuem das heutige Namibia. Dieses Mal nicht als Missionar, sondern im Auftrag der deutschen Reichsregierung. In der Region um die Missionsstation Bethanien hatte der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz auf betrügerische Weise ein großes Stück Land erworben. Lüderitz hatte sich zunutze gemacht, dass der Chief von Bethanien Josef Fredericks nur die englische Meile als Maßeinheit kannte. Lüderitz jedoch ging bei seinen Vertragsabschlüssen von der deutschen geographischen Meile aus, die beinahe viermal so groß ist. Bewusst hatte er den Chief in seinem Irrtum gelassen. So war Fredericks der Ansicht gewesen, er verkaufe an Lüderitz lediglich einen schmalen Streifen unfruchtbares Küstengebiet einschließlich des Hafens Angra Pequena (der dann später in Lüderitzbucht umbenannt wurde), während in Wirklichkeit beinahe sein gesamtes Gebiet in das Eigentum des Bremer Kaufmanns übergegangen war.<sup>38</sup>

Büttners Auftrag aus Berlin lautete, diese kolonialisatorischen Anfänge systematisch fortzusetzen. Gemeinsam mit dem Reichskommissar Heinrich Göring, dem Vater von Hermann Göring, sollte er mit den einheimischen Chiefs so genannte „Schutzverträge“ abschließen. Göring allein hätte allerdings nicht viel ausrichten können. Keiner der betroffenen Chiefs sah die Gründe ein, warum er sich nun plötzlich unter den „Schutz“ des deutschen Kaisers stellen sollte. Büttner jedoch war ihnen persönlich bekannt und sprach sogar ihre Sprache. Die Einheimischen vertrauten ihm, und so gelang es Büttner auch, die meisten Chiefs zur Unterschrift unter Verträge zu bewegen, die faktisch das Ende ihrer Autonomie bedeuteten. Die erste deutsche Kolonie *Deutsch-Südwestafrika* war entstanden.

Den reibungslosen Ablauf schreibt Büttner der „segensreichen“ Tätigkeit der Mission zu:

„Soviel die Zeitungen von [Adolf] Lüderitz und Angra Pequena berichten, nirgends liest man, dass er mit den Eingeborenen in Konflikt gekommen ist. Alles, die Verhandlungen mit den Häuptlingen, die Reisen der Agenten des Hauses Lüderitz, geht ganz wie in einem zivilisierten Lande vor sich. Es sind christliche Häuptlinge, mit denen die Verträge abgeschlossen werden, christliche Hottentotten, die das Haus Lüderitz für seine mannigfaltigen Untersuchungsarbeiten engagiert [...]. Alles zusammengenommen gibt das gewiss kein zu verachtendes Zeugnis für die Tätigkeit der Mission ab.“<sup>39</sup> Schon zehn Jahre zuvor hatte Büttner der deutschen Industrie den Missionsgedanken ans Herz gelegt: „Der verständige Industrielle wird den Missionar, der es zu Wege bringt, dass 100, 500, 1000 Leute, die früher nackt gingen, nun Kleider zu verbrauchen anfangen, die früher von der Hand in den Mund lebten, nunmehr mit

---

<sup>37</sup>. Gustav Menzel: Carl Gotthilf Büttner. Missionar, Sprachforscher und Politiker in der deutschen Kolonialbewegung. Wuppertal 1992. S. 33-34.

<sup>38</sup>. Manfred O. Hinz / Helgard Patemann / Arnim Meier (Hrsg.): Weiß auf Schwarz. Kolonialismus, Apartheid und afrikanischer Widerstand. Berlin 1986. S. 49-53.

<sup>39</sup>. Gustav Menzel: Carl Gotthilf Büttner. Missionar, Sprachforscher und Politiker in der deutschen Kolonialbewegung. Wuppertal 1992. S. 33-34. S. 127.

europäischen Werkzeugen ihr Land und die Erzeugnisse bearbeiten, auch im volkswirtschaftlichen Sinne nicht für unproduktiv halten.“<sup>40</sup>

Auch wenn einige seiner ehemaligen Kollegen von der Rheinischen Mission Kritik an Büttners Vorgehen durchblicken ließen, so begrüßten es die meisten doch, dass dieses Land an der südwestafrikanischen Küste nun eine deutsche Kolonie geworden war. Zufrieden vermerkte Büttner am Ende seiner Reise, es sei nur der Hilfe der Missionare vor Ort zu danken, „dass es gelungen ist, den größten Teil meines Reiseprogramms in wünschenswerter Weise innerhalb so kurzer Zeit und mit so geringen Kosten auszuführen und eine Fläche von wenigstens 7000 deutschen Quadratmeilen dem deutschen Schutzgebiete in Südafrika zuzufügen.“<sup>41</sup> Zurück in Deutschland zeigte sich die deutsche Regierung erkenntlich und verlieh Büttner den Roten Adlerorden Vierter Klasse.

In Berlin warteten bereits neue Aufgaben auf Büttner. Dort war 1886 die *Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft* gegründet worden. Büttner wurde das Amt des Missionsinspektors dieser Gesellschaft übertragen. Im Vorstand saßen außer Büttner auch Persönlichkeiten wie z.B. der berüchtigte Carl Peters, aufgrund seiner brutalen Kolonialpolitik auch „Hänge-Peters“ genannt. Die traditionellen Missionsgesellschaften, die vor der deutschen Kolonialzeit gegründet worden waren, wie z.B. die *Rheinische Missionsgesellschaft*, hatten sich zumindest in ihren offiziellen Verlautbarungen stets darum bemüht, Mission und Kolonialpolitik nicht zu vermischen, wenn dies in der Praxis auch nicht immer gelang. In der *Deutsch-Ostafrikanischen Missionsgesellschaft* hingegen versuchen einige einflussreiche Mitglieder, die Mission offen in den Dienst des Kolonialismus zu stellen. Diese unverhüllte Kolonialpropaganda war sogar Büttner zuviel. Wiederholt kritisierte er diese Praxis in seiner Zeitschrift *Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission*<sup>42</sup>. Dies führte schließlich zum Bruch. Ziemlich unsanft wurde Büttner 1889 aus seinem Amt als Missionsinspektor entlassen.

Er trauerte diesem Amt allerdings nicht allzu lange nach, denn er arbeitete zu diesem Zeitpunkt bereits als Lehrer für die Suaheli-Sprache am → Berliner *Seminar für Orientalische Sprachen*. Nun konnte er sich ganz dieser Arbeit und seinen linguistischen Forschungen widmen. Er gab mehrere Schriften zur Suaheli-Sprache heraus. Darunter auch die *Lieder und Geschichten der Suaheli* von 1894<sup>43</sup>, die unter anderem die kurze Lebensgeschichte seines afrikanischen Lektors → Amur bin Nasur ilOmeiri enthalten.

Büttners Arbeit als Sprachforscher fand große Anerkennung in Fachkreisen. 1888 verlieh ihm die Universität in seiner Heimatstadt Königsberg für seine Leistung die Ehrendoktorwürde. Die Tätigkeit am *Seminar für Orientalische Sprachen* war die letzte Station auf Büttners Lebensweg. Am 14. Dezember 1893, noch keine 45 Jahre alt, starb er am Grippe-Virus. Er wurde auf einem Friedhof in Berlin-Steglitz bestattet; sein Grab ist allerdings nicht mehr erhalten.

---

<sup>40</sup>. Ebd. S. 124.

<sup>41</sup>. Ebd. S. 162.

<sup>42</sup>. Ebd. S. 180.

<sup>43</sup>. Geschichte des erwähnten Knechtes des Propheten Gottes Amur bin Nasur ilOmeiri. Eigenhändig . In: Carl Gotthilf Büttner: Anthologie aus der Suaheli-Litteratur (Gedichte und Geschichten der Suaheli ) Berlin [1894] 1970.. Seitenzahl, oder einfach nur vgl. Fußnote 12

## 9. Wilhelmstr. 62: Das Reichskolonialamt

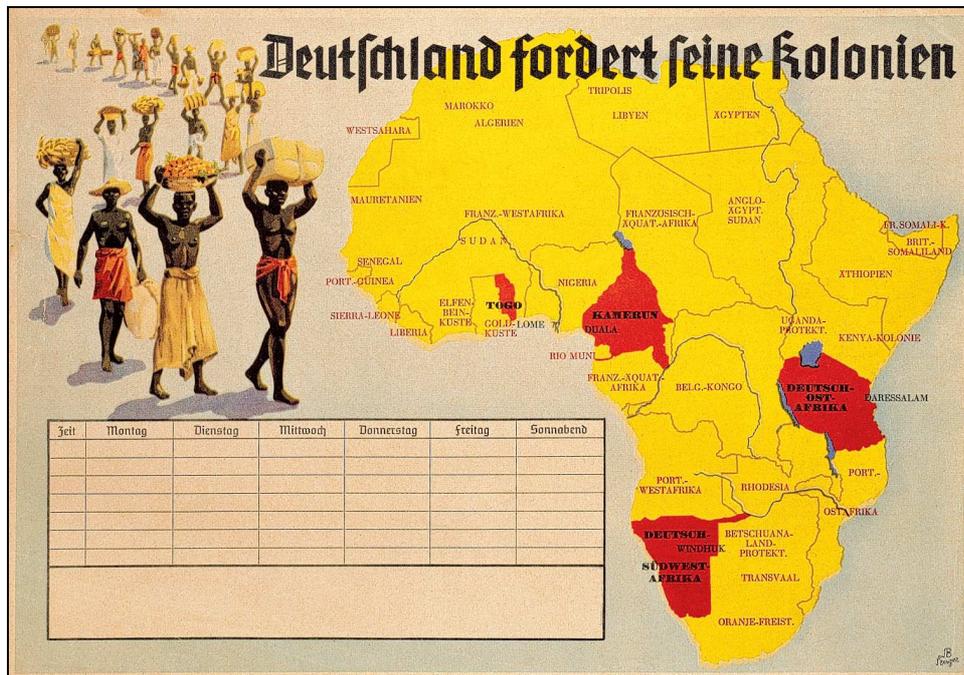


- Das Grundstück Wilhelmstraße 62 heute. Hier stand früher das Gebäude des Reichskolonialamtes.

Vom *Reichskolonialamt* in der Wilhelmstr. 62 ist heute nichts mehr zu sehen, an seiner Stelle steht ein modernes Bürogebäude. Während des deutschen Kaiserreichs war dort die oberste Zentralstelle für die Verwaltung der Kolonien untergebracht. Zunächst wurden koloniale Angelegenheiten durch eine Abteilung des Auswärtigen Amtes bearbeitet, am 17. Mai 1907 wurde durch *Allerhöchsten Erlass betreffend die Errichtung des Reichs-Kolonialamts* eine eigenständige Behörde dafür eingerichtet. Durch die langwierigen antikolonialen Kriege der Afrikaner in Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika sah sich die Reichsregierung veranlasst, den deutschen Kolonialzielen durch die Einrichtung eines eigenständigen Kolonialministeriums ein größeres politisches Gewicht zu verleihen. Das *Reichskolonialamt* gliederte sich in vier für sämtliche kolonialen Verwaltungsgeschäfte zuständige Abteilungen: die *Abteilung für allgemeine sowie politische Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten*, die *Abteilung für Bau- und Verkehrswesen sowie technische Angelegenheiten und Finanzen*, die *Personalabteilung* und die *Abteilung für koloniales Militärwesen*. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges verlor Deutschland seine Kolonien und folglich wurde am 20. Juni 1919 das *Reichskolonialamt* aufgelöst. Allerdings wurde anlässlich der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund 1925 im *Auswärtigen Amt* eine *Politische Abteilung X* eingerichtet, die sich - in der Hoffnung, Deutschland werde irgendwann seine Kolonien wieder zurückbekommen – erneut mit kolonialen Angelegenheiten befasste.<sup>44</sup> 1934 richtete die NSDAP das *Kolonialpolitische Amt* ein, dessen Hauptsitz in München war, und das in Berlin mehrere Büros hatte. Dieses Amt war personell außerordentlich gut ausgestattet: 36 Beamte im höheren Dienst, 44 Beamte im gehobenen und mittleren Dienst, 129 Arbeiter und Angestellte und 50 nebenamtlich Beschäftigte waren dort tätig. Für das Haushaltsjahr 1940 verfügte es über einen Etat von mehr als sechs Millionen Reichsmark. Das *Kolonialpolitische Amt* verfügte über kein eigenes Gebäude. In Berlin war es auf mehrere Orte verteilt: Es nutzte Räume im *Auswärtigen Amt* in der Charlottenstraße 71, in der *Reichsstelle für*

<sup>44</sup> . Harald Sippel: Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und das Reichskolonialamt. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin 2002. S. 29-32.

Bodenforschung in der Invalidenstraße 44, im Reichsamt für Landesaufnahme in der Puttkammerstraße 19 und im Afrika-Haus Am Karlsbad 10.



- Stundenplan aus der NS-Zeit.
- Sascha Maier, DHM.

Ziel der Arbeit war die Errichtung eines zusammenhängenden „Mittelafrikanischen Kolonialreiches“ von Ghana bis Namibia im Westen und vom Tschad bis Tansania im Osten.<sup>45</sup> Es wurden in Zusammenarbeit mit der SS-Reichsführung Einsatzstäbe zur Übernahme belgischer, britischer und französischer Kolonien gebildet, Entwürfe für eine koloniale Gesetzgebung ausgearbeitet und Sprach- und Schulungskurse für Polizisten und Wehrmatsangehörige, für Fernmeldetechniker, Post- und Verwaltungsbeamte angeboten. Eines der detailliert erarbeiteten Gesetze war ein „Kolonialblutschutzgesetz“, das eine umfassende „Rassentrennung“ zwischen Schwarz und Weiß vorsah. Das geplante „mittelafrikanische Reich“ dürfte die best organisierte Administration gehabt haben, die je für ein nicht existierendes Kolonialimperium entwickelt worden ist!<sup>46</sup>

<sup>45</sup> Kum'a Ndumbe III: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt a.M. 1993.

<sup>46</sup> Harald Sippel: Kolonialverwaltung ohne Kolonien –Das Kolonialpolitische Amt der NSDAP und das geplante Reichskolonialministerium. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 256-261.

## „Gut – wir wollen gehen!“

### Kwassi Bruce, ein Deutsch-Afrikaner im nationalsozialistischen Deutschland



- Bilderunterschrift: Kwassi Bruce am Klavier im Deutschen Kolonialhaus.
- Deutsche Kolonialzeitung 1902.

Im August 1934 erreichte ein zehnteitiges Beschwerdeschreiben das *Kolonialpolitische Amt* im *Auswärtigen Amt*.<sup>47</sup> Autor des Schreibens war der schwarze Pianist Kwassi Bruce, der sich in dem Schreiben wie folgt vorstellt: „Ich bin ein reinrassiger, in Togo geborener Afrikaner, und in meinem 3. Lebensjahr nach Deutschland kommend, von einem rein arischen kinderlosen Ehepaar als Pflegesohn angenommen worden.“ Der Verdacht, dass ein schwarzer Nationalsozialist sich äußert, ist wenig wahrscheinlich. Vermutlich war Kwassi Bruce in der Lage, geschickt auf die Vorurteile und Zuschreibungen seiner Umwelt einzugehen.

Kwassi Bruce wurde 1893 in Togo als Sohn des Chiefs J.C. Bruce geboren. Mit drei Jahren kam er, gemeinsam mit seinem Vater, nach Berlin. Er gehörte zur Truppe der afrikanischen Kontraktarbeiter, die bei der → *Ersten Deutschen Kolonialausstellung* afrikanisches Alltagsleben simulieren sollten. Nach deren Ende nahm das kinderlose Ehepaar Antelmann den kleinen Kwassi in Pflege. Bruno Antelmann war Geschäftsmann, der sich auf den Import von „Kolonialwaren“ spezialisiert hatte. Seine Firma, das *Deutsche Kolonialhaus* an der Lützowstraße 89-90, vertrieb sämtliche Artikel der Kolonialwarenbranche vom „Usambarakaffee“ über „Herero-Schmuck“ bis hin zu „Hausgötzen aus Togo“. Außer Kwassi Bruce lebten bei den Antelmans noch einige andere junge Afrikaner, auch sie „Söhne angesehener eingeborener Familien, die zumeist durch die Herren Gouverneure der einzelnen Schutzgebiete an den Chef des *Deutschen Kolonialhauses*, Herrn Bruno Antelmann, zur Erziehung und beruflichen Ausbildung empfohlen wurden.“<sup>48</sup>

<sup>47</sup> . Dieses Dokument ist abgedruckt in: Peter Martin/ Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. München-Hamburg 2004. S. 411-416.

<sup>48</sup> . Zit. nach: Joachim Zeller: „Das Deutsche Kolonialhaus in der Lützowstraße“. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 89.



- Bildunterschrift: Das 1903 errichtete Deutsche Kolonialhaus in der Lützowstraße. (Kolonialmetropole S. 85).
- Deutsche Kolonialzeitung 1903.

Die jungen Leute aus Afrika erregten bald Interesse bei Hofe und wurden zu einem Empfang im Berliner Schloss eingeladen. Als bei dieser Gelegenheit der Kaiser den kleinen Kwassi leutselig fragte, was er denn einmal werden wolle, erklärte er, nicht im mindesten eingeschüchtert, „vor dem Kaiserpaar und den Prinzen sehr offen seine Absicht, dass er nicht studieren, sondern an Stelle der Hohenzollern den Kaiserthron besteigen wolle.“<sup>49</sup>

Zur Ausbildung im *Deutschen Kolonialhaus* gehörte, dass die jungen Afrikaner auch als Verkäufer arbeiteten, was sich als äußerst werbewirksam und umsatzsteigernd herausstellte. Auch die Aneignung deutscher Tugenden war Teil der Erziehung: „Sittliche Festigkeit und strenge Selbstzucht“ sollten die Kinder sich „zu eigen zu machen“, um „unsere afrikanischen Kolonien mehr und mehr deutscher Kultur zu erschließen.“<sup>50</sup>

Es stellte sich bald heraus, dass einige der Antelmanschen Zöglinge außerordentlich musikalisch waren:

„Sobald der mächtige Christbaum Ströme von Licht durch den weiten Saal sandte, hatte sich der jüngste von den kleinen Negern, der achtjährige Quassi, ans Klavier gesetzt, während der 14jährige Otto, der Sohn des bekannten Häuptlings Bell aus Kamerun, ihn auf der Violine begleitete. Und dann entquoll unter ihren Händen das weihevollste ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘ in feierlichen Accorden den Instrumenten, in welche die frischen, klangvollen Stimmen der übrigen Neger bald einfielen,“ berichtet gerührt die Deutsche Kolonialzeitung und sie vermutet: „Wenn sie dereinst in ihre tropische Heimat zurückkehren, wird ihnen das Bild des deutschen Lichtenbaums, das ihre Kinderherzen mit solchem Jubel erfüllte, als eine liebe Erinnerung folgen und als ein Zeichen dessen, was

<sup>49</sup> . Deutsche Kolonialzeitung (1901). S. 114-115.

<sup>50</sup> . Zit. nach: Joachim Zeller: „Das Deutsche Kolonialhaus in der Lützowstraße“. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin 2002. S. 89.

deutsche Gemütsstiefe und Innigkeit im Verein mit traulichem Familienleben sittlich Erhebendes zu schaffen vermögen.“<sup>51</sup>

Mit zehn Jahren kam Kwassi Bruce aufs Gymnasium, das er mit dem „Einjährigen“ beendete. Danach besuchte er ein privates Konservatorium und wurde Pianist. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Togo kehrte er wieder nach Deutschland zurück, gründete eine eigene Musikkapelle und unternahm ausgedehnte Tourneen ins Ausland. Er erhielt sogar, wie er schreibt, in einem „vorher beantragten und ordnungsgemäß durchgeführten Einbürgerungsverfahren die deutsche Staatsangehörigkeit“.<sup>52</sup>

Wenn dies tatsächlich der Fall war, bildete Kwassi Bruce eine große Ausnahme unter den in Deutschland lebenden Afrikanern. Auf die Verleihung der „Reichsangehörigkeit“ hatte man kein Anrecht, auch wenn man jahrzehntelang in Deutschland gelebt hatte und bereits in einem deutschen „Schutzgebiet“ geboren worden war. In den Pässen der meisten schwarzen Deutschen stand „Unmittelbarer Reichangehöriger“ oder „Deutscher Schutzbefohlener“. Dass sie auf diese Weise nicht die volle „Reichsangehörigkeit“ besaßen, war den meisten nicht bewusst. Als dann die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, veranlassten sie bereits 1933, dass die Ausweise der schwarzen Deutschen durch „Fremdenpässe“ ersetzt wurden.

Auch Kwassi Bruce verlor seine Arbeit als Leiter seiner Musikkapelle. Der Besitzer des Restaurants, in dem er regelmäßig auftrat, teilte ihm mit: „Das Publikum will keine Neger mehr sehen, wir müssen dem Wunsche der Gäste Rechnung tragen.“<sup>53</sup> In dieser Situation schrieb Bruce seine Eingabe an die Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt. Zornig fasste er die Situation der „Nichtarier“ in Deutschland zusammen: „Die Juden sollen heraus, und die Neger sollen nach ihrem Heimatkontinent zurück. Gut – wir wollen gehen!“<sup>54</sup> Er schlug der deutschen Regierung vor, den in Deutschland lebenden Schwarzen die Reise nach Afrika und das Startkapital für den Aufbau einer neuen Existenz zu finanzieren.

Diese Eingabe erregte beträchtliches Aufsehen in den kolonialen Kreisen des NS-Staates. Angesichts der Träume, die ehemaligen deutschen Kolonien wieder zur erobern, kam die Unzufriedenheit der in Deutschland lebenden Afrikaner äußerst ungelegen. In einem Rundbrief des *Kolonialpolitischen Amtes*, der gemeinsam mit der Eingabe von Kwassi Bruce an verschiedene Stellen versandt wurde, hieß es:

„Diese Missstimmung ist deswegen für uns besonders unangenehm, weil sie nicht auf die hier lebenden Neger beschränkt bleibt, sondern sich durch die Beziehungen, die sie selbstverständlicherweise nach Afrika haben, auch in Afrika auswirkt [...] Sollte die Frage einer Mandatserteilung an Deutschland in Afrika einmal akut werden, kann dieser Umstand für Deutschland höchst unangenehme Rückwirkungen haben. Die einer deutschen kolonialen Betätigung feindlich gegenüberstehenden Auslandskreise würden sicherlich versuchen, daraus Kapital zu schlagen, teils durch Aufstachelung der Negerbevölkerung des betreffenden Gebiets, teils durch Presse und andere Propaganda in den europäischen Ländern. Es sollte daher versucht werden, die Gründe für die Missstimmung der hier lebenden Neger nach Möglichkeit zu beseitigen“<sup>55</sup>

---

<sup>51</sup> . Ebd. S. 92.

<sup>52</sup> . Harald Sippel: Kolonialverwaltung ohne Kolonien –Das Kolonialpolitische Amt der NSDAP und das geplante Reichskolonialministerium. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 256-261.

<sup>53</sup> . Ebd. S. 413.

<sup>54</sup> . Ebd. S. 415.

<sup>55</sup> . Zit. nach: Katharina Oguntoye: Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950. Berlin 1997. S. 133.

## Kwassi Bruce in der „Deutschen Afrikaschau“

Kwassi Bruce erhielt schließlich wirklich eine neue Beschäftigung – freilich nicht mehr als Pianist oder als Leiter einer Musikkapelle, sondern in der *Deutschen Afrikaschau* einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für die arbeitslos gewordene Schwarze in Deutschland. Inhaltlich war die *Afrikaschau* eine Art Wanderzirkus mit „afrikanischem“ Gesang und Tanz, eine Ausstellung, in der afrikanische Tiere und Inszenierungen aus dem „afrikanischen Dorfleben“ gezeigt wurden und die Möglichkeit bestand, exotische Gegenstände wie Kaffee oder Kaurimuscheln zu kaufen. Subventioniert wurde das Unternehmen vom *Auswärtigen Amt*, der *Deutschen Arbeitsfront* und der *Gesellschaft für Eingeborenkunde*. Für diese Kreise erfüllte die *Deutsche Afrikaschau* einen doppelten Zweck: Einerseits verschaffte sie den erwerbslos gewordenen Schwarzen eine Verdienstmöglichkeit, andererseits sollte sie bei den „arischen“ Zuschauern Interesse an der kolonialen Idee wecken. Begeistert schrieb z.B. eine Bremer Zeitung über eine Aufführung der Afrikaschau:

„Ein schwarzer Krieger rührt die dumpfe Trommel, er zieht Sie hinein in dieses Dorf, das eine herrliche Sammlung vieler Gebrauchsgegenstände der Eingeborenen Afrikas [...], sowie auch ausgestopfte Tiere aufweist [...] Schwarze, die damals [...] für Deutschland in den Kampf zogen und die auch zahlreiche Auszeichnungen aufweisen können, bringen uns die Erinnerung an jene Zeit nahe, in der die Neger mit seltenem Fanatismus für ihre deutschen Herren eintraten und der Lüge jener Hetzpropaganda mit Erfolg entgetreten konnten, dass Deutschland keine Befähigung habe, ein Kolonialvolk zu sein.“<sup>56</sup>



- Die Artisten der Deutschen Afrikaschau, um 1938. Bei dem zweiten von links könnte es sich um Kwassi Bruce handeln.
- Paulette Reed-Anderson

Kwassi Bruce war von 1935 bis 1939 einer der leitenden Direktoren der *Deutschen Afrikaschau*. Nicht immer fügten sich die Mitglieder der Truppe der Aufforderung, „Wilde“ zu mimen. Einige der auftretenden Schwarzen redeten die Zuschauer mit „Landsleute, deutsche Volksgenossen“ an und verglichen ihre „Tänze mit dem bayrischen Schuhplatteln“. Auf diese Weise stellten sie sich auf eine Stufe mit ihren „arischen“ Zuschauern. Darüber hinaus erklärten die Akteure der *Afrikaschau* öffentlich, dass die meisten von ihnen „teils nie in den Kolonien gewesen seien, einer sei amerikanischer Neger, verschiedene seien seit ihrer

---

<sup>56</sup> . Zit. nach: Elisa Forgey: „Die große Negertrommel der kolonialen Werbung“. Die deutsche Afrika-Schau 1935-1943. In: Werkstatt Geschichte 9, 3. Jg. Hamburg 1994. S. 23-33.

Kindheit in Deutschland.“<sup>57</sup> Damit war der Mythos vom authentischen afrikanischen Wilden, der seine deutschen Kolonialherren zurückhaben möchte, endgültig zerstört. Trotz des Einspruches aus der *Gesellschaft für Eingeborenenkunde* wurde die *Deutsche Afrikaschau* 1940 verboten.

Kwassi Bruce war bereits 1939 nach Togo zurückgekehrt. Erst 1947 kam er wieder nach Europa, wo er in zweiter Ehe seine frühere deutsche Lebensgefährtin heiratete. Zusammen mit ihrer Tochter zog das Ehepaar nach Berlin, wo sie jedoch nicht mehr heimisch wurden. Bruce nahm seine Arbeit als Musiker wieder auf und reiste viel. 1950 emigrierte er mit seiner Familie nach Paris, wo er 1964 starb.

---

<sup>57</sup> . Elisa Forgey: „Die große Negertrommel der kolonialen Werbung“. Die deutsche Afrika-Schau 1935-1943. In: Werkstatt Geschichte 9, 3. Jg. Hamburg 1994. S. 31.

## 10. Der Reichstag und die „Hottentottenwahl“ von 1907

1904 hatten sich die Herero in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika gegen die Deutsche Kolonialmacht erhoben. Dieser Aufstand war zwar bereits im Oktober 1904 blutig niedergeschlagen worden, doch dann erhoben sich die Nama, von den Weißen abschätzig „Hottentotten“ genannt. Sie lieferten den Deutschen einen vierjährigen und für beide Seiten sehr verlustreichen Guerillakrieg. Dieser Krieg blieb nicht ohne Auswirkungen auf Deutschland.



- Foto: Reichstag

1906 forderte die Reichsregierung einen Nachtragshaushalt von 29 Millionen Mark zur Unterstützung der Kolonialtruppen in Deutsch-Südwestafrika und für den Bau einer Eisenbahn, die ebenfalls militärischen Zwecken dienen sollte. Mit den Stimmen der SPD, des Zentrums und der polnischen Fraktion wurde am 13. Dezember 1906 die Regierungsvorlage abgelehnt. Unmittelbar danach wurde der Reichstag aufgelöst und Neuwahlen angesetzt, die als „Hottentottenwahlen“ bezeichnet wurden.

Bei den anschließenden Reichstagsdebatten standen sich die Positionen der Kolonialbefürworter und die der Kolonialgegner gegenüber. Reichskanzler Fürst von Bülow, ein glühender Kolonialbefürworter, erklärte:

„Die Frage steht nicht so: ob wir kolonisieren wollen, oder nicht; sondern wir müssen kolonisieren, ob wir wollen oder nicht. Der Trieb zur Kolonisation, zur Ausbreitung des eigenen Volkstums ist in jedem Volke vorhanden, das sich eines gesunden und kräftigen Wachstums erfreut.“<sup>58</sup>

Weit weniger eindeutig war die Position der Gegenseite. So kritisierte die Zentrumsparterie zwar die Kriegsgreuel der „Schutztruppen“ in Deutsch-Südwestafrika, lehnte aber die

---

<sup>58</sup> . Reichskanzler Fürst von Bülow in der Reichstagsitzung vom 28. Nov. 1906. Zit. nach: Henning Melber: „...dass die Kultur der Neger gehoben werde!“ – Kolonialdebatten im deutschen Reichstag. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 67 – 72.

koloniale Eroberung fremder Völker nicht grundsätzlich ab. Dem Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger schwebte eine Art Patronagesystem zwischen den Kolonialherren und dem kolonisierten Volk vor:

„Das Verhältnis der Deutschen zur eingeborenen Bevölkerung ist nicht das des Feindes zum Feind, sondern kann nur das des Vormundes zum Mündel sein. Der Eingeborene ist das schwarze Kind mit seinen Vorzügen und all seinen großen, großen Schattenseiten.“<sup>59</sup>



- Der Reichstagabgeordnete August Bebel um 1905.
- Bestand des DHM

Sogar die SPD, die noch zehn Jahre zuvor jede Form des Kolonialismus scharf verurteilt hatte, machte nun Zugeständnisse an den Zeitgeist. Etwa der sozialdemokratische Abgeordnete August Bebel:

„Meine Herren, dass Kolonialpolitik betrieben wird, ist an und für sich kein Verbrechen. Kolonialpolitik zu betreiben kann unter Umständen eine Kulturtat sein, es kommt nur darauf an, wie die Kolonialpolitik betrieben wird...Kommen die Vertreter kultivierter und zivilisierter Völkerschaften...zu fremden Völkern als Befreier, als Freunde und Bildner, als Helfer in der Not, um ihnen die Errungenschaften der Kultur und Zivilisation zu überbringen, um sie zu Kulturmenschen zu erziehen, geschieht das in dieser edlen Absicht und in der richtigen Art und Weise, dann sind wir Sozialdemokraten die ersten, die eine solche Kolonisation als große Kulturmission zu unterstützen bereit sind.“<sup>60</sup>

Dieses vorsichtige Lavieren nützte den Kolonialgegnern allerdings nichts. Während des Wahlkampfes zur so genannten „Hottentottenwahl“ entfaltete das konservative politische

---

<sup>59</sup> . Matthias Erzberger/Zentrum, Reichstagssitzung vom 6. März 1913. Zit. nach: ebd.

<sup>60</sup> . August Bebel/SPD, Reichstagssitzung vom 1. Dez. 1906. Zit. nach: ebd.

Spektrum eine Hetzjagd gegen die Zentrumsparterie und vor allem gegen die SPD. „Vaterlandsverrat“ oder „nationale Unzuverlässigkeit“ waren u.a. die Attribute, mit denen die Vertreter dieser Parteien bedacht wurden. So schrieb etwa der Präsident der *Deutschen Kolonialgesellschaft* Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg:

„Die Mehrheit der bisherigen Volksvertreter hat versagt da, wo nationale Ehre und einfachste Pflicht gegenüber unseren in harten Kämpfen ihr Blut und Leben für des Reiches Wohlfahrt opfernden südwestafrikanischen Truppen einstimmige Annahme der Regierungsvorlage erheischten...Mit dem ablehnenden Beschluss sollten unsere tapferen Krieger dort draußen gezwungen werden, vor den wilden räuberischen Hottentotten das Feld zu räumen.“<sup>61</sup>

Derartige Vorwürfe wogen schwer im Deutschen Reich in der Kaiserzeit. Am 25. Januar 1907 fand die Reichstagswahl statt. Dabei stellte sich heraus, dass die SPD zwar fast eine Viertel Million Wähler hinzu gewonnen hatte, jedoch aufgrund neuer Wahlkreiseinteilungen und Parteienbündnisse der bürgerlich-konservativen Parteien am Ende fast die Hälfte ihrer Reichstagsmandate verloren hatte. Die Kolonialbefürworter hatten nun die Mehrheit im Reichstag und billigten die geforderten Mittel zur weiteren Finanzierung der Kolonialkriege.

Viele SPD-Abgeordnete wurden damals mit dem Vorwurf eingeschüchtert, dass sie „vaterlandslose Gesellen“ seien. Auswirkungen hatte dies sieben Jahre später am Vorabend des Ersten Weltkrieges, als die meisten für die Bewilligung der Kriegskredite stimmten.

---

<sup>61</sup> . Zit. nach: Ulrich van der Heyden: Die „Hottentottenwahlen“ von 1907. In: Jürgen Zimmerer / Joachim Zeller (Hg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003. S. 97-102.

## 11. Treptow - Die Deutsche Colonial-Ausstellung von 1896 im Treptower Park

1896 fand in Berlin eine Große Gewerbeausstellung statt. Ein Teil dieser Ausstellung wurde als *Deutsche Colonial-Ausstellung* ausgewiesen. Über hundert Afrikaner beteiligten sich daran. Es handelte sich bei ihnen um die größte Gruppe „schwarzer Landsleute“, die seinerzeit ihren Weg nach Deutschland fand. Für sie hatte man am Karpfenteich im Treptower Park ein sogenanntes „Negerdorf“<sup>62</sup> aufgebaut. Die Aufgabe der Afrikaner bestand darin, sich, in exotische Kostüme gekleidet, sieben Monate lang von morgens bis abends von den faszinierten Ausstellungsbesuchern anstarren zu lassen. Nach Feierabend waren sie in engen Baracken untergebracht. Ein Privatleben war unmöglich. Einmal in der Woche kam der Kreisphysikus um sie auf ansteckende Krankheiten zu untersuchen. Zu diesem Zweck wurden alle Afrikaner aus dem „Negerdorf“, Männer wie Frauen, die demselben „Stamm“ angehörten, in ein Krankenzimmer geführt und wie beim Militär öffentlich untersucht. Erst nach dem energischen Protest der betroffenen Afrikaner wurde diese unwürdige Behandlung eingestellt.

### Ein Herero in Berlin - Friedrich Maharero<sup>63</sup>

Zu den 103 Afrikanern aus den deutschen Kolonien, die 1896 zur *Ersten Deutschen Kolonialausstellung* nach Berlin-Treptow gebracht wurden, gehörten fünf Herero und vier Nama aus Deutsch-Südwestafrika. Unter Ihnen befand sich auch Friedrich Maharero, der älteste Sohn des Paramount Chiefs der Herero, Samuel Maharero. Friedrich, der 22 Jahre alt war, als er nach Berlin kam, war in Begleitung zweier weiterer Chief-Söhne und eines Dolmetschers, dem Herero-Lehrer Josaphat Kamatoto, angereist.



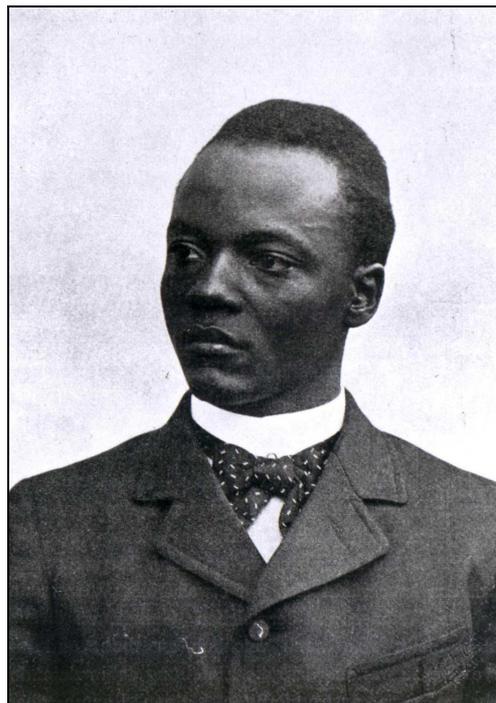
- Friedrich Maharero bei der Vorführung einer „Herero- und Hottentottenkarawane“. Er und die anderen Herero-Statisten tragen klassische Herrenanzüge - sie weigerten sich, sich dem Publikum in „heidnischen Herero-Trachten“ zu präsentieren. (Begleitheft S. 42).

<sup>62</sup> So die zeitgenössische Bezeichnung in der Presse.

<sup>63</sup> Joachim Zeller: Ein Herero in Berlin – Friedrich Maharero. In: Begleitmaterial zur Ausstellung Namibia – Deutschland. Eine Geteilte Geschichte. Widerstand. Gewalt. Erinnerung. Deutsches Historisches Museum. Berlin 2004. S. 42-44. Eine ausführliche Version dieses Textes in: Ders.: Friedrich Maharero - Ein Herero in Berlin. In: Ulrich van der Heyden / Joachim Zeller (Hg.): Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche. Berlin 2002. S. 206-211.

- Hans Herman Graf von Schweinitz u.a. (Hg.): Deutschland und seine Kolonien. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung. Berlin 1897.

Wie die übrigen „Schauneger“, so die verächtliche Bezeichnung der zu Ausstellungsobjekten herabgewürdigten Menschen, sollten sie ihr traditionelles Leben vorführen, d.h. vor ethnographischer Kulisse dörfliches Leben entfalten oder ihren Handwerkskünsten nachgehen. Zu den besonderen Aufgaben gehörte die Vorführung einer „Herero- und Hottentotten-Karawane“, von der ein Fotodokument überliefert ist: Es zeigt Friedrich Maharero an der Spitze eines Ochsenwagens stehend und rechts daneben zwei berittene Nama - der eine mit einem aufgepflanzten Gewehr. Die Südwestafrikaner werden damit das Bedürfnis der gaffenden Besucherscharen nach Exotik wohl nicht ganz befriedigt haben, entsprachen sie doch in ihren Anzügen nicht dem Bild vom „typischen Eingeborenen“. Der stellvertretende Direktor des *Berliner Völkerkunde Museums*, Prof. Felix von Luschan, welcher Körper- und Schädelvermessungen an den Afrikanern vornahm, zeigte sich regelrecht überrascht und äußerte in einer Mischung aus Anerkennung und Häme: „Ich möchte allerdings bezweifeln, dass alle Herero einen so durchaus vornehmen Eindruck machen und so vollendet gentleman-like auftreten, wie die, welche wir in Treptow gesehen haben“<sup>64</sup>.



- Bildunterschrift: Friedrich Maharero in Berlin 1896.
- Hans Herman Graf von Schweinitz u.a. (Hg.): Deutschland und seine Kolonien. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung. Berlin 1897.

Eigentlich waren die Repräsentanten der Kolonie Deutsch-Südwestafrika nicht nur wegen der Kolonialausstellung nach Berlin gekommen, sondern wollten die Gelegenheit auch dazu nutzen, sich über Deutschland zu unterrichten und diplomatische Verbindungen zu knüpfen.

<sup>64</sup> . Zit. nach: Graf von Schweinitz (Hg. u.a.): Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste Deutsche Kolonial-Ausstellung. Berlin 1897. S. 221.

Bernhard von Bülow, der spätere Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und Reichskanzler, unterrichtete in einem Schreiben vom Mitte September 1896 den Kaiser über das Ziel ihrer Mission:

„Außerdem möchte der Wortführer, welcher kürzlich in den Zeitungen gelesen hat, dass dem Landeshauptmann von Südwest-Afrika, Herrn Major Leutwein, zu große Nachsicht gegenüber den Hereros zum Vorwurf gemacht wird, Seiner Majestät aussprechen, dass der Landeshauptmann ihr volles Vertrauen besäße und ihren Charakter gut verstehe. Die Hereros erwarten eine Versicherung, dass Seine Majestät gewillt sind, den Frieden mit ihnen zu halten.“<sup>65</sup>

Noch im gleichen Monat erhielt Friedrich Maharero zusammen mit Ferdinand Demôndja, Petrus Witbooi und dem Dolmetscher Kamatoto sogar eine Audienz bei Kaiser Wilhelm II., bei der das Thema nochmals zur Sprache gekommen sein dürfte. Die Audienz und weitere Besichtigungstouren in Berlin dienten den Deutschen nicht zuletzt dazu, den „schwarzen Landsleuten“ aus Übersee einen Eindruck von der Stärke des wilhelminischen Kaiserreichs zu vermitteln.

Welchen Eindruck Friedrich Maharero bei dem Kaiser hinterließ, ist nicht überliefert. Der gutaussehende Herero-Prinz scheint aber bei vielen Frauen einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben. Dies lässt sich aus einem im Jahr 1909 in der Deutschen Kolonialzeitung erschienen Artikel schließen, in dem der Kommentator von den „beschämenden Erinnerungen an die Kolonialausstellung von 1896 in Berlin“ spricht, "wo weiße Frauen und Mädchen solchen Negern aus Kamerun und anderen Kolonien nachliefen. Unter diesen Negern war auch Friedrich, der Sohn des berühmten Oberhäuptlings der Herero, Samuel Maharero, der für sklavische Frauenseelen zur königlichen Hoheit wurde."<sup>66</sup> Und der Artikel fährt fort:

„Für Friedrich kamen noch lange nach seiner Rückkehr nach Okahandja Liebesbriefe und allerlei Postpakete mit Geschenken an. Zum Glück hat er sie niemals erhalten, sie wurden auf irgendeinem Wege abgefangen. Die Negerjungen in Afrika sollen erfahren, dass es zwischen ihnen und weißen Mädchen eine Entfernung gibt, die ihnen zu überschreiten nicht gestattet ist“<sup>67</sup>

„Mangelndes Rassebewusstsein“ und „Würdelosigkeit“ wurde den betreffenden Frauen und Mädchen vorgeworfen, die sich ganz offensichtlich um die seinerzeit propagierte rassistisch motivierte Trennung zwischen Weiß und Schwarz nicht gekümmert haben.

Nach dem Ende der Treptower Kolonialausstellung und der Rückkehr in seine Heimat, wurde der weitere Lebensweg von Friedrich Maharero vor allem durch den großen Kolonialkrieg bestimmt, der 1904 bis 1907 in Deutsch-Südwestafrika herrschte. Friedrich selbst war zusammen mit seinem Vater Samuel Maharero nach der Schlacht am Waterberg Mitte August 1904 durch die Omaheke-Wüste nach Tsau (ca. 40 Kilometer nördlich des Ngamisees), im damaligen Britisch Betschuanaland, geflüchtet. Dort lebte die Maharero-Familie unter ärmlichen Bedingungen. In späteren Jahren wohnte sie in Groenfontein-Transvaal/Südafrika und in Mahalapye/Betschuanaland.

---

<sup>65</sup> . Zit. nach Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904-1907. Göttingen 1999. S. 75.

<sup>66</sup> . Rassenfragen. In: Deutsche Kolonialzeitung Nr. ? (1909). S. 593 f.

<sup>67</sup> . Ebd.



- Samuel Mahareros Begräbnis in Okahandja/Namibia am 26. August 1932. (Begleitheft S. 44).
- [Basler Afrika Bibliographien. Fotoarchiv. Fritz und Jan Gaerdes Sammlung.](#)

1923 kehrte Friedrich für einige Monate aus seinem Exil nach Südwestafrika zurück, das zu der Zeit schon lange keine deutsche Kolonie mehr war, sondern von Südafrika regiert wurde. Anlass war die Überführung des Zinksarges seines verstorbenen Vaters Samuel und dessen Beisetzung in Okahandja am 23. August des Jahres. Nach allem, was ihm und seiner Familie angetan worden war, stand Friedrich Maharero den Deutschen sehr reserviert gegenüber: Deswegen erlaubte er keinem Deutschen, an der Beerdigungszeremonie teilzunehmen, mit Ausnahme des bekannten Missionars Heinrich Vedder, der den Gottesdienst an diesem Tag hielt. Auch ließ er den Sarg seines Vaters mit einem Union Jack drapieren, und nicht, wie später in der kolonialapologetischen Literatur häufig behauptet wurde, mit der deutschen Flagge.

Am 11. September 1952 starb Friedrich Maharero. Kurz zuvor war er nach Okahandja umgezogen - nach Aussage des Missionars Heinrich Vedder mit der Absicht, in der alten Heimat zu sterben und neben seinen Vorfahren beerdigt zu werden. So wurde er auf dem Herero-Friedhof im Stadtgarten von Okahandja, wo auch die anderen Mitglieder des Maharero-Könighauses ruhen, bestattet.

Friedrich Mahareros Haltung gegenüber den Deutschen war bis zu seinem Tode unversöhnlich und von Bitterkeit geprägt. In einem Interview, das 1947 der anglikanische Geistliche Michael Scott mit ihm führte – Scott vertrat die Interessen der Herero und anderer namibischer Bevölkerungsgruppen vor der UN in New York – sagte Friedrich Maharero:

„Die Deutschen haben uns bekämpft und uns unser Land weggenommen. Dies ist der Grund, warum sie nichts Gutes in uns

sehen wollen. Sie bekehrten uns zum Christentum, aber wollten uns keine weitere Ausbildung geben oder uns dabei helfen, voranzukommen. Die Herero haben überhaupt nichts von ihnen gelernt außer dem Wort 'Gott'. Die Deutschen haben die Herero gefürchtet. Sie wollten nicht, dass sie lernen und sich weiterentwickeln, so wie wir es heute wollen." Bezüglich seines Aufenthaltes in Berlin fügte er noch hinzu: "Ich wurde dem Kaiser vorgeführt, da er seine schwarzen Untertanen noch nicht kennen gelernt hatte. Wir waren dort ein Jahr lang. Gar nichts wurde uns beigebracht. Wir haben nur mit Pferden reiten müssen und wurden gekleidet und gedrillt wie Soldaten."<sup>68</sup>

---

<sup>68</sup>. Zit. nach: Peter H. Katjavivi: A History of Resistance in Namibia. London/Addis Ababa/Paris 1988. S. 11.

## 12. Charlottenburg: Das Olympiastadion - Schwarze Sportler im Nationalsozialismus

Die Olympischen Spiele von 1936 im nationalsozialistischen Berlin sollten unter anderem die „rassische Überlegenheit des nordischen Menschen“ beweisen. Daher gab das *Reichsministerium für Propaganda* – zumindest für die Dauer der Spiele - die Parole aus: „Der Rassenstandpunkt soll in keiner Weise bei der Besprechung sportlicher Resultate Anwendung finden, vor allem sollen die Neger nicht in ihrer Empfindlichkeit getroffen werden.“<sup>69</sup>

Dieser Versuch misslang gänzlich, denn schwarze Athleten gewannen eine Goldmedaille nach der anderen.<sup>70</sup> Sie kamen allerdings nicht aus Afrika - nur zwei afrikanische Länder beteiligten sich an den Olympischen Spielen von 1936, Ägypten und Südafrika, wobei Südafrika mit einer ausschließlich weißen Mannschaft antrat – sondern aus den USA. Vor allem der schwarze Läufer und Weitspringer Jesse Owens wurde damals zum allgemeinen Publikumsliebling auserkoren.



- Jesse Owens, mit vier Goldmedaillen der erfolgreichste Sportler der Olympiade 1936
- Bestand des DHM

James Cleveland Owens stammte aus Alabama. Er wuchs in armen Verhältnissen auf und hatte als Kind noch Baumwolle gepflückt. Auf dem College fiel bald seine große Laufbegabung auf. Als er 1936 zu den Olympischen Spielen nach Deutschland kam, hatte er bereits eine große Fan-Gemeinde in Berlin. Vier Goldmedaillen gewann er: Er führte seine Vier-mal-hundert-Meter-Staffel zum Sieg, stellte einen neuen olympischen Rekord im Weitsprung auf und gewann im Hundert- und im Zweihundertmeterlauf. Außer Jesse Owens gewannen 1936 noch viele andere schwarze Sportler Medaillen, z.B. der Kanadier Dr. Phil Edwards, die US-Amerikaner Ralph Metcalfe, Matthew Robinson, Archie Williams, James

---

<sup>69</sup> . Zitiert nach Cf. Peter Martin: „Rassenkampf“ im Sport. In: Peter Martin/ Christine Alonzo (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. München-Hamburg 2004. S. 332.

<sup>70</sup> Ebd.

LuValle, John Woodruff, Cornelius Johnson, David Albritton, Fredrick Pollard – um nur einige zu nennen.

Die Nationalsozialisten waren nicht begeistert: Als Jesse Owens seine zweite Medaille gewann, erhob sich die komplette anwesende NS-Elite in der Führer-Loge und verließ wütend das Olympia-Stadion. „Die Amerikaner sollen sich schämen, dass sie sich ihre Medaillen von Negern gewinnen lassen“<sup>71</sup>, soll Adolf Hitler gesagt haben.

Die „arische Herrenrasse“ enttäuschte die Siegeserwartungen, deswegen änderte die nationalsozialistische Propaganda ihre Argumentation und versuchte, die Leistungen der schwarzen Sportler abzuwerten. Man behauptete nun, die Schwarzen seien zwar möglicherweise sportlich besonders leistungsfähig, dies aber sei dadurch begründet, dass sie den Tieren näher stünden als die Weißen.

Doch eine derartige Propaganda konnte weder nachträglich die „rassische Überlegenheit des nordischen Menschen“ beweisen, noch vermochte sie etwas an der allgemeinen Beliebtheit der schwarzen Sportler zu ändern. Jesse Owens wurde z.B. während der gesamten Dauer der Olympischen Spiele auf Schritt und Tritt von Reportern, Amateurfotografen und Autogrammjägern umlagert. Das Olympische Komitee verbot schließlich Autogramme – angeblich um Owens zu schützen, tatsächlich jedoch, um die Begeisterung etwas zu dämpfen.

*Ursula Trüper*